

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 10spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungsbedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungsbedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschädigung dienen! Die Versicherungsbedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Zur Jahreswende.

Es läuten die Glocken so feierlich
Zur kommenden Jahreswende,
Nun Mensch, halte ein und besinne dich!
Ein Jahr geht wieder zu Ende.

Ein Stündlein noch und das Jahr verfliehet,
Das kaum uns dünkt begonnen,
So wie unser Ohr auf den Tropfen lauscht,
Der spurlos im Sand verfliehet.

Schon wieder ein Jahr von der Lebenszeit
Eine Spanne hinweggenommen,
Und wieder ein Schrittlein der Ewigkeit
Unmerklich näher gekommen.

Noch einmal rückt in der Sylvesternacht
Vor unser Auge und Sinnen
All das, was das fliehende Jahr gebracht,
Und das, was es nahm von hinnen.

Und wie des Eines errungenes Glück
Gar freudig bewegt im Herzen,
So brennend umflort des andern Blick
Die Träne erlittener Schmerzen.

Denn, was das Leben an Wünschen gewährt,
Hat selten Bestand auf Erden,
So kann, was den Einen heute beschwert,
Schon morgen dem Andern werden.

Doch eines bleibt, ob Leid oder Glück,
Ob Jahre kommen und enden,
Das ist die Macht, die der Menschen Geschick
Säht sicher in treuen Händen.

Ich weiß, es kann mir in jeglicher Not
So lang' wir im Staube wallen,
Doch nimmermehr gegen Gottes gebot
Ein Haar nur vom Haupte fallen.

Drum was wir erhoffen im neuen Jahr,
Borau' unser Sehnen baut;
Glück auf! Gott läßt nicht Einen fürwahr,
Der auf seine Hilfe trauet.

Frieda Claudy.

Zum Jahresanfang.

Ein neues Jahr zieht ins Land. Unbekannt liegt noch vor uns, was uns in seinem Verlaufe das Leben an am Gutem oder Bösem bringen wird. Daß wir trotz aller Erfindungen und Entdeckungen, die dem letzten, just verfliegenen Jahrzehnt vorbehalten waren, bis heute noch nicht in der Lage sind, auch nur eine Ecke des undurchdringlichen Schleiers zu lüften, der über den kommenden Ereignissen liegt, ist — vielleicht — für uns ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Sind wir doch so in der

Lage, auch für das Jahr 1911 wiederum zu hoffen, daß sich in seinem Dahinschwinden manches erfüllen möge, was uns das abgelaufene Jahr schuldig blieb. Manchem wird vielleicht das kommende Jahr abermals Enttäuschungen bringen, ist aber nicht auch das Hoffen allein für manches kranke Gemüt ein lindender Trost? „Du hast gehofft, Dein Lohn ist abgetragen —“ singt Schiller in seinem Gedichte „Resignation“. Und es liegt ein gutes Teil Wahrheit in diesen Worten. Das Hoffen und Harren des menschlichen Herzens erstirbt nie; möge auch vom Jahre 1911 mancher unserer Leser in frischer, neuer Hoffnung das Beste erwarten. Redliche Ausdauer wird am Schluß immer belohnt und sollte uns auch das neue Jahr schließlich enttäuschen, so bleibt es immer noch seinem nächsten Nachfolger vorbehalten, uns unsere Wünsche zu erfüllen.

Allen unseren Lesern wünschen wir an dieser Stelle Glück und Zufriedenheit für die nächsten zwölf Monate. Möge keinem einzigen der Lebensmut und die Schaffensfreude erlahmen, möge aber auch jedem ein Lichtstrahl des Glückes im dunklen Zeiteinschloß aufgehoben sein. So, lieber Leser und liebe Leserin, nehmt auch unseren Glückwunsch mit auf den Weg:

Ein frohes, glückliches, zufriedenes neues Jahr!

Wie sieht's aus in der Welt?

Weihnachten

ist gekommen, nicht wie sonst üblich mit Eis und Schnee, sondern mit Sturm und Regenschauern. Die Sportsmenschen haben tüchtig geschimpft, weil ihnen keine Gelegenheit zum Ausstoben gegeben war, auch die liebe Jugend hat viel räkelt. Aber viele Familienväter und Mütter fanden sich sehr gut mit dem schlechten Wetter ab; wir hörten Ausrufungen, daß solch schönes Fest im Kreise der Familien seit Jahren nicht gefeiert sei. Also das schlechte Wetter hat auch etwas Gutes gezeitigt. Die kaiserliche Familie mußte diesmal ohne das Kronprinzenpaar feiern, dafür durften die drei kaiserlichen Söhne aber ständig um die kaiserlichen Großeltern sein. Der Kronprinz feierte in Bombay nach deutscher Weise unter dem Strahl n'en Lichterbaum das Geburtsfest des Kaisers und der Kaiserin. Die Kaiserin legte ein in Diamanten gefaßtes Porträt auf den Weihnachtsstisch. Wie ist sie doch so anheimelnd, die deutsche Weihnachtsfeier; und mit dem Tannenduft zieht Friedensstimmung in die Herzen; selbst die Vögelchen vergehen auf einige Tage ihr unruhig Handwerk. Der Deutsche kann nicht von ihr lassen, gleichviel in welchem Erdteil er weilt. Wenn nur die Zeitungen nicht ständig das Volk so sehr erregen und verhetzen, ließe sich noch etwas erreichen, aber den Febern ist keine Ruhe zu bieten, sie wollen Entscheidungen herbeiführen. Und wer nicht ausgeschaltet werden will, muß mit hinein in den Kampf.

Der Spionageprozeß

gegen die englischen Offiziere Brandon und Trench hat mit

der Beurteilung beider zu je 4 Jahren Festung geendet. Die Verhandlungen wurden in öffentlicher Sitzung geführt — nur bei einigen Darlegungen des militärischen Sachverständigen mußte geheim verhandelt werden. Die Verhandlungen zeigten, mit welcher Geriebenheit und echt englischen Unversämtheit die Angeklagten die übernommene Mission — Ausundschaftung der deutschen Seebefestigungen — durchführten. Fast alle wichtigen Blätter waren bis ins kleinste durchstöbert. Skizzen wurden angefertigt, Notungen und Messungen vorgenommen, Photographien angefertigt; kurz ein Spionagetroßbetrieb etabliert. Der geringe Mann im Volke ist einfach sprachlos, daß so etwas überhaupt vorkommen konnte. Er begreift nicht, daß Leute, denen man den Engländer und Offizier vom Gesicht ablesen konnte, wochenlang unbelästigt von einem Fort zum andern pendelnd — überall rumschnüffeln — ihr Wesen treiben durften. Wäre auf Bortum der Artillerieposten lässig gewesen, läßen heute die Offiziere des englischen militärischen Spionagebüros kreuzfidel über unseren Befestigungsplanen und lachten wie die Gasteufel, daß sie ihre lieben deutschen Bettlern wieder einmal gründlich über den Löffel hielten. Seit Monaten und Jahren heulen die unehrlichen Gesellen jenseits des Kanals: Deutschland plant eine Invasion (feindlicher Einfall), und die deutsche Presse vom Schlege des „Berliner Tageblatts“ eholt diesen Unfuh nach. Den beruhigenden Versicherungen unserer Regierung wird kein Glauben geschenkt. „Abriisten — wenigstens eure Schiffsbauten einschränken!“ so tönt es von Alt-England herüber, und treu plapert ein Teil der deutschen Presse nach: „Abriisten, wenigstens den Schiffsbau einschränken!“

Was sagen denn die Herrschaften haben und drüben jetzt, nachdem der Spionageprozeß klar und deutlich bewiesen, daß England den Gedanken der Invasion penitentiell und in sein Programm aufgenommen? Ruck sind die Heher, wie die geprügelten Jagdhunde. England, der alle ehrliche Seemann, ist durch die Beurteilung seiner offiziell beauftragten Rundschaffter mit verurteilt.

Die englischen Blätter nehmen die Aburteilung mit Würde hin, sie versichern, das deutsche Gericht habe sich vornehm betragen. Die Zensur kann nur gut tun. Um aber das englische Publikum über die unangenehme Situation hinweg zu bringen, tücht man Abhandlungen über die beabsichtigten holländischen Küstenbefestigungen auf, die den Zweck haben sollen, Deutschland zu schrecken, doch davon ein andermal.

Der Wilschenerprozeß

hat auch viel Staub aufgewirbelt; wenn man dem Gang der Verhandlungen gefolgt ist, kann man die ehrlche Entrüstung gegen die auf der Anklagebank plazierten Jugendberzieser nicht niederlämpfen. Und den Jöglingen — die besten Brüder sind es freilich auch nicht — kann man nur aufrichtiges Mitleid entgegenbringen.

Schredliche Bilder wurden in den Verhandlungen entrollt — diese Brügellenschen sind einfach widerlich und verraten eine Gefühlsroheit, die bei geistig normalen Menschen nicht vorkommen darf, tut sie es doch, muß sie mit den härtesten Strafen — die unser Gesetzbuch zuläßt — geahndet werden.

In Indianerschmökern trifft man solch brutale Gestalten, sonst sind sie — Gott sei Dank! — etwas lefenes. Die linksstehende Presse freut sich wie ein Zaunkönig im gelinden Winter, denn der Anklagsleiter soll nach ihren Darlegungen ein evangelischer Pastor sein. Breithaupt is so heist der Mann — hat zwar eine Zeitlang Theologie studiert, Pastor aber ist er nie gewesen, ebensowenig steht ihm der Titel eines solchen

Es braust ein Ruf wie Donnerhall.

Vaterländischer Roman aus großer Zeit von M. Kossat.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Kling — ling — ling! machte die Korridorlöde. Komtesse Claire legte den zierlichen Handspiegel, in dem sie soeben ihr liebliches Bild betrachtet hatte, hastig fort und starrte ihre Zofe erschrocken an.

„Betty, es wird doch nicht wieder —“

Doch Betty legte den Zeigefinger bedeutsam an den Mund. „Et! gnädigste Komtesse — st!“ Und beide, Herrin wie Dienerin verharrten darauf ein paar Sekunden, angespannt horchend, in tiefstem Schweigen.

„Kling — ling — ling! machte wieder die Korridorlöde. Drauf vernahm man das zornige, grollende Murmeln einer Männerstimme.

„Es hilft nichts,“ meinte Claire leise und resigniert. „Du mußt öffnen, Betty, der Mensch ist sonst imstande Lärm zu schlagen.“

Widerwillig, zögernd gehorchte das Mädchen dem Befehl, um nach einer Weile wiederkommen. „Es war der Rüdert, der Schuster, und so frech — so dringend! Durchaus wollte er gnädige Komtesse sprechen, bis ich ihm sagte, daß der Herr Graf ausgegangen sind.“

„Na und —“

„Na, schließlich ist er ja gegangen, aber — am Nachmittage will er wiederkommen.“

Die junge Gräfin öffnete hastig die Lippen, ein paar heftige, zornige Worte wollten ihr entfahren, aber sie blieben ungesprochen, denn ihr Gerechtigkeitsgefühl gewann die Oberhand. Wie konnte, wie durfte sie dem Manne einen

Borwurf machen? Er war ja im Recht, sie alle waren im Recht, die ihr Geld verlangten — ihr Geld für redliche Arbeit! Eigentlich war es erstaunlich, daß die Leute noch so viel Geduld bewiesen und trotzdem sie immerfort vergeblich mit ihren Rechnungen kamen, dennoch ihre Forderungen nicht einstellten. Warum taten sie das nur? Claires hübscher Mund verzog ein bitteres Lächeln. Wie konnte sie noch fragen? Onkel Waldemar, dessen Vermögen man auf mehr als eine Million schätzte, war 75 Jahre alt und Graf Bregenz, Claires Papa, war sein nächster Erbe! O Schmach, auf diese Erbschaft hin Schulden zu machen!

Und wieder einmal, wie so oft schon versank das junge Mädchen in tief sinnige Grübeleien, wie sie es wohl anzufangen hätte, sich diese ewigen Demütigungen zu ersparen und mit Ehren ihr Brod zu essen.

„Betty —“ fragte sie plötzlich. — „Du hast mir doch kürzlich von einer Baronesse — Studrath hieß sie ja wohl — erzählt, für die Deine Mutter wäscht und die so seine teure Wäsche haben soll — alles mit echten Spitzen befestigt? Und die, sagtest Du, soll eine arme Waise gewesen sein. Wie kommt sie denn jetzt zu den echten Spitzen?“

„Die? Die ist zum Theater gegangen,“ erwiderte Betty. Und froh, daß ihre Herrin ihr trübseliges Schweigen gebrochen hatte, fügte sie rasch hinzu: „Zum Varietö. Aber sie nennt sich nicht mehr Baronesse Studrath, sondern Vera Turrani, weil sie meint, es ihrem Namen schuldig zu sein, daß er nicht auf den Programmen steht. Aber —“

Doch Claire hörte nicht mehr zu. Nein, das war nichts für die Komtesse Bregenz, deren Ahnenreihe bis in altersraue Vergangenheit reichte. Varietöfängerin!

Das Wort allein verursachte ihr eine Empfindung, als ob ihr ein widriges Insekt über die Hände lief.

„Was wünschen Komtesse für ein Kleid anzuziehen?“ erkundigte sich jetzt die Zofe. „Ich wollt' es nur wissen wegen der Haarschleife —“

Claire machte eine ungeduldige Bewegung. Daß sie jetzt auch noch an ihre Toilette denken sollte, jetzt, da Schmach und Sorgen ihr das Herz zermarterten! Aber das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens ist ein bewegliches Ding, daß sich der Freude nicht minder leicht hingibt, als dem Kummer. Beim Anblick der hübschen Kleider, die Onkel Waldemars Freigebigkeit ihr fast sämtlich gespendet und die Betty jetzt geschäftig vor ihr ausbreitete, wurden ihre Augen wieder heller.

„Dies wollen wir nehmen, Betty,“ sagte sie, auf eine reizende Toilette aus weißem, mit hell-blauen Punkten überfärbtem Battist deutend. „Dazu natürlich meinen blauen Gürtel und eine ebensolche Schleife.“

„Das wird Komtesse wieder entzündend stehen,“ meinte die Zofe. „Schauen Komtesse nur, wie schön sich das Blau zu den blonden Haaren macht.“ Dabei befestigte sie eine schmetterlingsförmige Atlasschleife in dem nach der Mode zu Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in unzähligen Locken, Puffen und Rollen hoch autoupierem Haar ihrer jungen Gebieterin. Ehtes Tizianhaar war's, blond, mit goldigem Schimmer darauf und kupferroten Schattungen in den tiefer liegenden Partien, dabei von einer fast auffälligen Uppigkeit. Beinahe zu schwer schien es für den schmalen Kopf mit dem feingehakten, zartroigen Gesicht und die schlanke, leicht gebaute Gestalt. „Das Haar hat die Komtesse Bregenz, von Tizian, den Teint von Rubens, die Züge von Gainsborough und den Wuchs von Rosetti,“ hatte ein Maler von

zu. Über kampfhaft schreiben die tapfern Federhelden von einem Doktor Breithaupt. Auch will man die Bodenschwingen in diese unerquidlichen Angelegenheiten hinstrecken, es soll der Schein erweckt werden, als habe Breithaupt die Brügelmanie dort erlernt. Der blindwütige Haß gegen das Christentum läßt solche Verdrehungen zustandbringen. Die Meißner Vorkommnisse mußt das Urteil der Öffentlichkeit herausfordern, die vom Gericht verhängten Strafen werden zur Beruhigung des Volkes beitragen. Die in der Fürsorge untergebrachte Jugend kann durch solche Mißhandlungen wahrlich nicht zu anständigen Staatsbürgern erzogen werden.

Graf Ballestrem

Der frühere Reichspräsident Franz Graf von Ballestrem ist am 23. Dezember abends 10^{1/4} nach längerem Leiden an Schloß Plawnowitz gestorben. Er war 5. September 1834 geboren; seine Erziehung erhielt er in geistlichen Anstalten. 1853—55 studierte er in Lüttich; dann wurde er Offizier und machte die Feldzüge von 1866 und 1870 mit. Als Parlamentarier war er ein eifriges Mitglied des Zentrums im Reichstag wie im Abgeordnetenhaus. Am 7. Dezember 1898 wurde er zum Präsidenten des Reichstages gewählt. Im Jahre 1900 wurde ihm wegen seiner Verdienste um das Zustandekommen der Klotenvorlage der Charakter als Wirkl. Geh. Rat mit dem Titel Excellenz verliehen. Schon seit 1873 war er päpstlicher Geheimkammerer di spota e cappa. 1903 wurde ihm ein erblicher Sitz im Herrenhause verliehen. 1906 legte er sein Amt als Präsident des Reichstages nieder. Die Ehrlichkeit, Unparteilichkeit und Sozialität, mit welcher er die Geschäfte des Reichspräsidenten führte, brachten ihm die Hochachtung und Sympathie aller Reichstagsmitglieder ein. Mit vornehmer, schlichtem Wesen verband er ein herzgewinnendes Wohlwollen gegen alle, die mit ihm in dienstliche Berührung kamen. Von ungewöhnlicher Sachkenntnis, großer Erfahrung und begabt mit der Fähigkeit, oft durch einen treffenden Witz über bedenkliche Situationen hinwegzuhelfen und Gegensätze zu versöhnen, hat er sich ein bleibendes Verdienst um das parlamentarische Leben und die Gesetzgebung des Deutschen Reiches erworben.

Blutiger Aufstand in einer deutschen Kolonie.

Amtlich wird die Stobspost von dem stellvertretenden Gouverneur von Deutsch-Guinea, Regierungsrat Ohwald, bestätigt: Am 18. Oktober wurden der Bezirkshauptmann Regierungsrat Böder, Sekretär Braudmann, Stationsbeamter Hollborn, Wegebau-Ingenieur Säfner und 5 eingeborene Bootsjungen von Dscholabschleuten ermordet, die sich seitdem im Aufstande befinden. Der Beweggrund war Unzufriedenheit mit den Wegebauten. Die sogenannte Kolonie war bedroht und wurde mit treu gebliebenen Eingeborenen verteidigt. Als am 30. November der Dampfer Germania die Nachricht nach Neu-Guinea überbrachte, ging der stellvertretende Gouverneur mit 90 Polizeisoldaten sofort nach Bonap, wo er alle übrigen Europäer wohlbehalten antraf. Erste Angriffe auf die Kolonie hatten nicht stattgefunden. Am 13. Dezember trafen weitere 70 Mann ein, und am 19. ds. Mts. ging der Kreuzer „Kormoran“ vor Anker. Die 200—250 Aufständigen verfielen über etwa 90 Feuerwaffen; über die Menge der Munition war der amtlichen Meldung noch nichts bekannt. Inzwischen ist das Kriegsschiff Planet vor Bonap eingetroffen, die Kreuzer Emden und Nürnberg sind unterwegs, sodaß die notwendig gewordenen Züchtigung der Schuldigen zweifellos schon vollzogen ist. Daß hier zur Abschreckung blutige Strafen verhängt werden müssen, ist selbstverständlich. Die Karolineninseln waren 1899 durch Kauf von Spanien an Deutschland übergegangen. Die Verhältnisse haben sich seitdem gut entwickelt. Die Bevölkerung der Inseln ist im allgemeinen friedlich; eine Ausnahme macht jedoch nur Bonap, wo jedoch einige Gemeinden ebenfalls ruhig und friedlich sind. Tragisch ist es, daß die Fortsetzung einer Kulturarbeit, die der Insel förderlich sein sollte, der Wegebau, Anlaß zu dem blutigen Ueberfall wurde. — Grundstücksstreitigkeiten haben zu dem Ausbruch des Aufstandes mit beigetragen. Der Grund und Boden gehört einigen wenigen Häuptlingen und die Unterthanen besitzen ihre Landstücke nur als Lehen, die von den Häuptlingen jederzeit wieder zurückgezogen werden können. Dadurch wird die Arbeitsfreudigkeit gehemmt und die Unzufriedenheit nur geschürt. Die Häuptlinge verpflichteten sich zwar, den Landesunterthanen ihr Lehen nicht mehr zu entziehen; gleichwohl kann sich die Reform nur allmählich und

erst nach Jahren durchsetzen. Die Eingeborenen auf Bonap müssen im Alter von 16 bis 45 Jahre 15 Tage im Jahre für die Regierung um den ortsüblichen Tagelohn von 1 Mk. arbeiten. 50 Prozent des Arbeitslohnes erhalten davon die Häuptlinge, die nichts tun, 50 Prozent die Arbeiter. In dem Regierungsrat Böder verliert die Kolonialverwaltung einen ihrer ältesten Beamten, der sich in Kamerun, Togo und Ostafrika in langjähriger Wirksamkeit bewährt hatte, und als rühriger, in der Behandlung von Eingeborenen besonders erfahrenen Mann bekannt war. Böder, der zuletzt Bezirksamtman in Daresalaam war, befand sich erst seit Ende 1909 in Bonap. Er hinterläßt eine Witwe mit zwei Kindern, von denen das jüngste erst vor einigen Wochen in Bonap geboren ist. — Der Sekretär Braudmann war ein jüngerer Beamter, der indessen bereits zeitweise den Bezirksamtman zu vertreten hatte und dabei gleichfalls Ruhe und Besonnenheit an den Tag gelegt hatte.

Das Massenrendezvous der Heiratslustigen.

Ein fröhlicher Korrespondent des „Tag“ telegraphiert seinem Blatt aus Paris:

In einer Pariser Heiratszeitung erschien dieser Tage eine Annonce, die ungefähr folgenden Wortlaut hatte: „Reicher Herr von angenehmem Aussehen wünscht hübsche Dame zu heiraten. Mitgift nicht nötig.“ Bald darauf sah man in dem gleichen Blatte eine ganz ähnlich gefasste Annonce, durch die eine wohlhabende Dame einen Lebensgefährten suchte, ohne auf Vermögen Anspruch zu erheben. Die poste restante erbetenen Angebote liefen massenweise ein und sie wurden von einem jungen Manne abgehoben, der sich dann mit ihrer Lektüre im stillen Kämmerlein eine vergnügte Stunde bereicherte. Doch damit fing der Spaß erst an. Der Inserent schrieb nun an etwa sechzig Heiratslustige beiderlei Geschlechts und gab ihnen allen für nachmittags 3 Uhr Rendezvous in einem Kaffeehaus der Vorstadt, wobei er stets hinzufügte, als Erkennungszeichen möchten die Ankömmlinge eine weiße Rose im Knopfloch oder an der Taille tragen; der andere Teil werde das gleiche tun. Und so geschah es. Mit dem Schlage 3 Uhr begann sich auf einmal das sonst um diese Zeit an Sonntagen ziemlich stille Lokal mächtig zu füllen, Herren und Damen aller Altersklassen, alle mit weißen Rosen geschmückt, die erheblich im Preise gestiegen sein sollten, trafen in hellen Schaufen in der Erfrischungsanstalt ein und begannen einander mißtrauisch zu beobachten. Anfangs glaubten die meisten an einen bloßen Zufall, schließlich aber wurden doch die meisten inne, daß sie an der Nase herumgeführt worden waren. Nichtsdestoweniger bildeten sich verschiedene Pärchen, wenn auch nicht für die Ewigkeit, so doch für eine mehr oder weniger lange Erdendzeit. Um aber den Spaß voll zu machen, hatte der Sender dieser Einladungen vorher noch die Polizei benachrichtigt, daß in dem betreffenden Café nachmittags 3 Uhr eine Versammlung von Royalisten stattfinden werde, die nichts Gutes wider die Republik im Schilde führten und als Abzeichen eine weiße Rose tragen würden. Die Polizei hatte daher einen Ueberwachungsdienst eingerichtet, doch wurde den Beamten keine Gelegenheit zum Einschreiten geboten.

Punsch.

„Hier Elemente, innig geküßt, bilden das Leben, bauen die Welt.“ überschreibt Schiller sein Punschlied, wobei er als Element Zitrone, Zucker, Wasser und Tropfen des Geistes bezeichnet. Warum nur Tropfen? Zu Schillers Zeiten gabs doch noch keine Temperenzler! Seine Wiege hat der Punsch in Indien und seinen Namen nach dem Sanskrit-Worte Pantjcha, von dem anscheinend un'er „pantjchen“

hergeleitet ist, das in Wirklichkeit aber fünf bedeutet. Wasser, Tee, Zitrone, Zucker und Arrak sind die fünf Zutaten, aus denen der ursprüngliche Punsch herstellt wurde, den die Engländer im 17. Jahrhundert aus Indien nach Europa einführen. Wenn am Ende der Reise der Punsch-Terrine auf unseren Tischen dampft, dann denken wir daran, daß der Kronprinz des deutschen Reiches zu gleicher Zeit an dem Quellgebiet des großen Punschstromes steht, aus dem beim Anlange der Endloßtergloden schon seit Jahrhunderten auch das gesamte Abendland tief zu schöpfen pflegt. Je näher Indien, umso mehr scheint der Punsch seine ursprüngliche Gestalt bewahrt zu haben; in Rußland benutzt man auch heute noch ein wenig Tee und ein wenig Wasser mit viel Rum oder Arrak zu seiner Zubereitung. Je weiter nach Westen, desto größer die Veränderung. Der Tee ist aufgegeben und an Stelle der erwähnten „Tropfen des Geistes“ ist Weiß- oder Rotwein getreten. Der Grund hierfür liegt wesentlich in dem Umfande, daß leidlich reiner Wein zur Deckung des Bedarfs immer noch eher erhältlich ist, als reiner Rum oder Arrak. Dann kommt auch Geschmack und Bekömmlichkeit in Betracht. Soll der Arrak gut oder fälschlich sein, dann muß er aus Reis, der Rum aber aus Zuckerröhren hergestellt sein. Das Verfahren ist umständlich und kostspielig, die Erasmittel sind von geringerer Güte. Daher und infolge der veränderten Geschmackrichtung wird bei der Zubereitung des Punsch Wein bevorzugt und selbst Champagner verwendet. Auch Vortier ist in England seit Jahrzehnten als Zutat beliebt. Die Herstellung des Endloßterpunsch ist Sache des Hausherrn und ist sie schon immer gewesen. „Vater denkt doch an alles“, läßt Fritz Reuter den Inspektor Bräutigam sagen, als zur Verlobungsfeier von Vinus und Minus die mächtige Punschschüssel auf den Tisch gestellt wird. Vater wird auch an diesem Endloßterabend seines Amtes walten und das Mut und Fröhlichkeit erzeugende Getränk nach bewährtem Rezept herstellen. Und wie schon in manchen Mal wird mit den vollen Gläsern auf ein gelundes und frohes neues Jahr angetoßen werden, daß es einen hellen Klang gibt. Beim Trinken aber bedenken wir der weisen Lehre: „Es es verduftet — Schöpfet es schnell! — Nur wenn er glühet — Labet der Quell!“

Merlei.

Aus den Feiertagen ist eine ganze Reihe von Tatsachen zusammenzufassen, die beweisen, daß Weihnachten nicht für alle ein Fest des Friedens ist. Ein alter Berliner Kaufmann, der sich mit einer lebenslustigen jungen Frau verheiratet hatte, erhielt unter dem brennenden Christbaum die Meldung, daß seine Gattin ihn mit seinem Buchhalter und dem Inhalt seines Geldschatzes treulos verlassen habe. Bei Marzelle verunglückte das Automobil eines Fabrikanten Engelhardt. Zwei Personen sind tödlich verstorben. — Vier Kinder sind in den Festtagen von der Berliner Straßbahn totgefahren. — Bei Bollerow in England fuhr ein Personenzug zwischen einer Kinderbahn, die aus einer Weihnachtsvorfstellung kam. Fünf sind umgekommen. — In Los Angeles in Kalifornien sprengten ausgepörrte Arbeiter einen Teil der Stützpfeiler in die Luft. Menschen waren nicht anwesend. — In Greensburg in Nordamerika warf ein Bergmann einen Zigarrenstummel zwischen Dynamit, sechs Leute wurden durch die Explosion getötet. In Buenos Aires wurden bei einem Attentat gegen das Polizeigebäude 13 Menschen getötet. — Bei Chemnitz erschoss ein Soldat Reif vom Döbener Infanterie-Regiment eine Bergarbeiterin. Er versuchte sich dann zu erhängen, wurde aber selbst getötet. — In Bern ist ein älteres Ehepaar beraubt und ermordet. — In dem Gefängnis von Figueras in Spanien beschloßen sich in der Dunkelheit zwei Väter, weil sie sich nicht vor sich zu haben glaubten. Ein Unteroffizier ist tot, mehrere Mann sind verletzt. — In Wandersleben erschoss sich ein abgewiesener Freier vor den Augen seiner Angebeteten. — In London gab es eine neue Revolversecherei zwischen einem Einbrecher und einem Polizisten. Eine Frau kam dem bedrängten Beamten zu Hilfe und gab dem Verbrecher eine so kräftige Ohrfeige, daß er auf den Rücken fiel.

Berliner Einbrecher gaben wieder Gastrolen. Dreien von ihnen ist auch die vor vier Wochen gemeldete Erschießung eines Willenwächters in Meuselwitz in Altenburg zuzuschreiben. Die Kerle sind jetzt bei einem Einbruch in Linz an der Donau festgenommen.

ihre gesagt, der sie einmal gelegentlich eines Wohltätigkeitsfestes in einem lebenden Bilde gesehen.

„Nun, habe ich Komtesse nicht schön gemacht?“ fragte Betty, nachdem das große Werk der Toilette beendet war, indem sie triumphierend auf Claires holdes Spiegelbild wies.

„Mein Töchterlein ist immer schön — die Schönste von allen!“ tönte da eine lustige, ein wenig näselnde Stimme vom Eingang her. Gleichzeitig fiel ein Regen von buntfarbenen Netzen über Claire her.

„Papa!“ rief sie lachend und lief auf den großen, schlanken Herrn zu, der, den grauen Zylinder unternehmend auf die Seite gerückt, dort stand, indem sie ihn zärtlich umschlang. „Papa ist doch immer der Galanteste!“

„Weil ich Dir Blumen mitbrachte?“ meinte der Genannte heiter. „Bah! Gingen wir da über den Markt?“ fragte sie. „Ja, sah ich so'n armes altes Weib, das noch den ganzen Korb voll von dem Gemüse hatte. Sie dauerte uns. — Kaufen wir ihr den ganzen Korb ab. Bah!“

Jetzt trat hinter Claires Vater noch ein zweiter Herr, dessen sie jetzt erst ansichtig wurde, hervor und überreichte ihr lächelnd einen riesigen Strauß Rosen. „Der Rose die Rosen!“ sagte er mit absichtlich übertriebener Galanterie.

„Na, durch Neuheit zeichnet sich diese Redensart gerade nicht aus, Arno.“ entgegnete Claire. „Im übrigen — was habt Ihr da nur wieder für eine Menge Geld unnütz ausgegeben!“

Graf Thure Bregenz, des Mädchens Vater, zuckte die Achseln. „Menge Geld! Bah! Wenig mehr als'n Taler! Und wenn ich dem armen Weib doch 'n Gefallen tun konnte mit dem Taler? Nicht 'mal ordentliche Schuhe hatte sie an den Füßen, nur Filzpantoffeln! Filzpantoffeln geht im Sommer! Was, Arno?“

„Filzpantoffeln!“ bestätigte der Gefragte und dann wollten beide sich halblos lachen.

Auch Claire lachte, aber es war dabei doch ein Schatten über ihre Stirn gezogen. „Wir werden vielleicht auch bald nicht mehr Filzpantoffeln haben.“ sagte sie leise und da ihr Vater sie fragend anschaute, fügte sie hinzu: „der Schuster, der Räder, war wieder einmal da mit der Rechnung.“

„Wenn der Mensch so unverkündet ist, uns fortwährend zu belästigen, so werde ich einfach nicht mehr bei ihm arbeiten lassen.“ entgegnete der Graf.

„Er wird das ohnedies wohl nicht mehr tun, Papa. Wenn man niemals Bezahlung erhält.“

„So bleibst doch immer eine Egre, für den Grafen Thure Bregenz zu arbeiten. Und wer sagt denn, daß ich nicht bezahlen will? Jetzt habe ich kein Geld. Aber wenn ich erst welches habe, dann — — — Dann wird das überhaupt alles ganz anders werden!“

„Ja, dann wird alles ganz anders werden!“ echote Arno Bregenz. Beider Männer Augen schweiften mit verlorenem Blick wie in weite Fernen, gleich, als ob sie da in ihrer Phantasie glänzende Prunkfeste mit gallionierten Dienern, reich gedeckte Tafeln, die sich unter der Last des Silbers und der Sektflaschen bogen und Ställe mit edlen Rennern sahen.

Claire wußte wohl, woher sie alle diese ersehnten Dinge erwarteten und wieder huschte der bittere Zug, der so schlecht zu ihrem jungen, weichen Gesicht paßte, um ihren Mund.

„Schämt Ihr Euch nicht, beständig auf eines Menschen Tod zu spekulieren?“ rief sie zornig.

„Was heißt, spekulieren?“ verteidigte sich Graf Bregenz junior. „Kann ich dafür, daß der gute Onkel Waldemar bald achtzig zählt? Ich wünsche ihm, daß er hundert wird, aber 'n Lebensstrahl hab' ich noch nicht erfunden. Was, Arno?“

„Wie machen's denn aber die, welche keinen Erb- onkel haben?“ frante Claire grollend.

Graf Thure lachte. „Ist ihre Sache! Kalkuliere, daß ihre Väter sie in den Stand gesetzt haben, ihr Leben zu genießen oder daß sie arbeiten. Aber was mein gottloser Herr Vater mir hinterlassen hat, das — hm, das genügt eben nicht und arbeiten? Hat schon jemand gehört, daß ein Bregenz arbeitete?“

„Leider nein.“ klang es hart aus des Mädchens Mund.

„Na, also! Haben wir auch gar nicht nötig. Sind ohnedies ein stolzes, starkes Geschlecht. Stark und stolz die Männer, wie der Arno und ich — stolz und schön die Frauen, wie die Claire. Wie lautet doch der Wahlspruch unseres Königs? Summ cuique! Jedem das Seine! Stärke, Stolz und Schönheit den unsren und den andern — na, denen was anderes. Damit basta!“

Jetzt mußte Claire doch wieder lachen und diesmal ohne Rückhalt. Es war auch gar zu schwer, ernst zu bleiben bei ihres Vaters Reden. Wer konnte ihm im Grunde einen Vorwurf daraus machen, daß er das Leben

so ansah, wie er es tat? Das Leben, in dem man ringt und kämpft und arbeitet, kannte er ja kaum aus der Vogelperspektive. Zärtlich schweifte ihr Blick zu den beiden Männern hinüber, ihre Vorzüge und Fehler gleichsam gegen einander abwägend. Sie glühten sich auffallend mit ihren hohen, schlanken Gestalten, den edel geschnittenen dunkeln Gesichtern von fast südländischem Typus und der lässigen, fälschlichen Anmut ihrer Bewegungen — recht gut hätte man sie für Brüder halten können, nur, daß natürlich Graf Thure als der ältere erschien. Im übrigen sah man ihm, der auch erst die Mitte der vierziger erreicht hatte, nicht an, daß er achtzehn Jahre mehr zählte, als der Neffe, in dessen Antlitz sich ein paar tiefe Falten festgegraben hatten, die, ebenso wie die tiefen Schatten unter den Augen, von Sorgen, wie von durchschwärmten Nächten herührten konnten. Auch Graf Thure genoß das Leben in vollen Zügen, aber in seinem Antlitz machte sich keine Spur davon kundlich — seine unverwundliche Laune und seine fast noch unverwundlichere Gesundheit sorgten dafür, daß alles, was andere Sterbliche zu brechen pflegt, spurlos an ihm abglitt. Im Grunde war er der Jüngste von den dreien, was seine Lebensauffassung und sein Temperament anbetraf, sicherlich jünger als die Tochter, die schon früh von ihrer ewig fränkenden und schwerblütigen Mutter zur Vertrauten ihrer Kammernisse gemacht worden war. So sehr sie jene arme Märtyrerin auch gedauert hatte, so waren ihre Sympathien doch von jeher mehr auf des Vaters Seite gewesen, dessen Art sie unwillkürlich anzog. Sie konnte ihm nicht zürnen und wenn doch einmal eine Woge des Zorns gegen ihn in ihrem Innern anschwellte, so machten seine nächsten Worte sie wieder lachen. Wie lustig das z. B. war, was er da eben über den königlichen Wahlspruch gesagt! Ob wohl schon jemand denselben so ausgelegt hatte, wie Graf Bregenz?

„Ach Du — Du großes Kind!“ sprach sie, den Vater umfassend und seine Wangen streichelnd.

„Großes Kind!“ wiederholte er lachend. „Spricht so die Tochter zum Vater, der ihr ein Führer durch dies irdische Jammerthal sein soll? Was Arno? Aber im übrigen — lassen wir jetzt die rührenden Familienjensei- beite und machen uns auf zum Onkel Waldemar. Wird sonst grämlich, wenn wir ihn warten lassen. Kommt Kinder — en avant!“

(Fortsetzung folgt.)

bedeutet. Waf-
fentatzen, den die
Europa ein-
Terrine auf
an, daß der
Zeit an dem
as dem beim
nderten auch
gt. Je näher
urprüngliche
ht man auch
nner mit viel
weiter nach
ist aufgege-
Geistes" ist
für liegt we-
ein zur Del-
it, als reiner
und Belohn-
fultest sein.
nderer Her-
id tollt viel-
her und in-
ber der Zu-
selbst Cham-
d seit Jahr-
Salvatore-
immer
Neuter den
von Linde-
Nicht ge-
eines An-
eigende Ge-
wie schon in
ein gesundes
ab es einen
en wir der
es schnell.

von Tat-
Weinachten
Ein alterer
igen jungen
den Christ-
Buchhalter
lassen habe.
eine Fabri-
verlekt. —
er Straken-
führ ein
einer Weib-
— In Los
beiter einen
waren nicht
ein Berg-
sechs Leute
res wurden
8 Menschen
f vom Dö-
u. Er ver-
genommen.
ermordet.
n beschaffen
Küchling-
ot, mehrere
en ab-
nen. — In
einem
der be-
her eine so

Gastro-
gemel-
w in Al-
Einbruch

man ringt
der Vogel-
en beiden
gleichsam
auffallend
geschnitt-
nen Typus
ungen —
nen, nur,
hen. Im
der Vier-
ahre mehr
ein paar
die tiefen
von durch-
raf Thure
em Anlich
unverwund-
Gesundheit
je zu bre-
de war er
auffassung
er als die
nden und
mmernisse
därherin
dorch von
Art sie un-
nen und
en ihn in
en Worte
was er
Ob wohl
die Graf

ie, den
„Spricht
er durch
Wer im
enen bei-
r. Wird
mt Kin-
folgt.)

Die Zunge verbrannt. Im Offiziersgelenksheim im Taunus hängt, wie wir in der Berliner Zeitung lesen, ein von Professor Karl Köhling ausgeführtes Bild, welches den Kaiser darstellt, wie er im Mandier einmal in der Feldküche das Essen kostete und sich dabei die Zunge verbrannte. Die Episode ist nach dem genannten Blatt wirklich passiert, und der Monarch soll dabei ausgerufen haben: „Au, Willem, da hast Du Dir mal wieder ordentlich die Zunge verbrannt!“

Die höchste Zahl von Großstädten auf einem verhältnismäßig kleinen Raum birgt in Deutschland das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Es sind die zehn Orte Düsseldorf, Essen, Duisburg, Elberfeld, Barmen, Mülheim an der Ruhr, Hamborn, Dortmund, Bochum, Gelsenkirchen. — Der reichste deutsche Staat, Hamburg, zählt jetzt über eine Million Bewohner. Die Zunahme seit 1905 beträgt bald 17 Prozent.

Der Bank-Prozess gegen die Direktoren der verfallenen Niederdeutschen Bank in Dortmund soll im Februar stattfinden. Die Voruntersuchung ist entsprechend weit gediehen.

Französische Soldaten, die in Arrest saßen, haben aus Langeweile und um vom Militär loszukommen, sich eine Zehe abgeschnitten. Die Disziplin läßt jenseits der Vogesen heute wirklich zu wünschen übrig.

Vom Aetna wird erhöhte Tätigkeit des Vulkans gemeldet. Unter Flammen und Dampf geht ein Bimssteinregen nieder.

Die Zahl der bei dem großen Eisenbahnunglück in England verbrannten Personen wird jetzt auf dreißig geschätzt. Sicher ist sie noch immer nicht, da von einzelnen Personen nur ganz geringe Körperteile erhalten blieben.

Noch eine Erdgasflamme. In dem kürzlich dem Betrieb übergebenen Ridentunnel der Bodensee-Toggenburgbahn, am oberen Ende des Zirkulärs, brennt immer noch eine Erdgasflamme. Sie brennt schon zweieinhalb Jahre, d. h. seit der Zeit des Durchstichs, als hier eine große Erdgasquelle angebohrt wurde und durch ihre Flammen die Arbeiten monatelang verzögerte. Jetzt ist das Gas schon lange geflohen und dient, in einer Nische der Tunnelwand brennend, harmlos und friedlich der Beleuchtung des Tunnels.

Kodelfelders Einkommen. Aus New-York wird berichtet: Es ist nun festgestellt, daß die Standard Oil Company ihren Aktionären eine Vierteljahrsdividende von 10 Millionen Dollar, also rund 40 Millionen Mark, auszahlen wird, und somit Kodelfelder als Besitzer eines Viertels des gesamten Aktienbestandes seit dem Jahre 1862 bis heute insgesamt 720 Millionen Mark von der Standard Oil-Gesellschaft erhalten haben. In neun Jahren hat er als Dividenden 360 Millionen Mark empfangen. Der berühmte amerikanische Petroleum-Truist, durch den Kodelfelder zum reichsten Mann der Welt geworden ist, hat in den Jahren 1902—1910 inklusive seinen Aktionären von einem Reingewinn von nicht weniger als 673 202 964 Dollar insgesamt 357 929 620 Dollar ausgeschüttet. Außer den Einnahmen vom Reingewinn des Petroleum-Truistes bezieht Kodelfelder 40 Millionen Mark Zinsen, und wenn man seine Teilhaberschaft an den großen Eisenbahngesellschaften und seine umfangreichen Beteiligungen mit in Rechnung setzt, so wird man nicht fehl gehen, wenn man das Vermögen Kodelfelders auf rund 2000 Millionen Mark ansetzt.

Die enorme Höhe von 11474 Fuß erreichte der Vorkatter Horzen in Los Angeles in Kalifornien. Das ist der bisherige höchste Flug. — Bei New-Orleans fror in 2000 Meter Höhe dem Franzosen Soche sein Motor ein, taute aber beim Niedergehen wieder auf, so daß eine Katastrophe vermieden wurde.

Ein Gnadenbeweis ohne Gegenliebe. Der berühmten Schauspielers-Friederike Karoline Neuber (1697—1760) erging es während ihres Hamburger Aufenthaltes nicht zum besten; alle Maske stand sie vor dem Bankrott. Trotzdem verstand sie nicht, ihren Raunen, Scherzen und vor allem ihrem Theaterstolz da, wo es gut am Platze gewesen, die Zügel anzulegen. So sprach sie eines Tages einen reichen Juden, den sie in Geschäftssachen zu sich geladen, als er Platz genommen hatte, ziemlich hoffärtig an: „Höre, Mayer, die große Neuberin will sich so weit herablassen, 1000 Taler von dir zu borgen.“ Der Angeredete, dem alles andere eher einfiel, als sich durch so viel Güte ins Bodshorn jagen zu lassen, zuckte die Achseln, rief sich die Hände und lächelte: „Hören Sie, Madame, der kleine Mayer will sich nicht so hoch erheben, Ihnen einen Schilling zu leihen.“

Silvester auf Stallwache.

Humoreske von Kolp Woddenhausen.

Nachdruck verboten.

UR. „Aber Herr —“
„Hannader ist mein Name, gnädiges Fräulein, Erich Hannader. Haben Sie das schon wieder vergessen?“
„Ich meine — es schied sich nicht, daß Sie mich begleiten. Wir kennen uns doch nur von der Eisenbahn her.“
„Das macht fast gar nichts. Es können sich doch nicht alle Menschen im Ballsaal kennen lernen. Außerdem habe ich zwei wichtige Gründe für meine Bitte, Sie begleiten zu dürfen.“
„Und die wären?“ fragte das junge Mädchen amüsiert.

Sie hatten von der Eisenbahn her die Chauffee erreicht.

„Zunächst bin ich unheimlich gern in Ihrer Gesellschaft.“
„Konstanz ist er treuherzig.“
„Das ist kein Grund. Sie können nicht wissen, ob das umgekehrt auch der Fall ist.“

„Allerdings. Aber das Gegenteil anzunehmen, erlaubt mein gesundes Selbstbewußtsein nicht.“
Silbe Rathmann errötete — und da sie das fühlte, ärgerte sie sich.

„Sie sind ein komischer Kauz, Herr —“

„Hannader, wenn ich bitten darf. Und was den zweiten Grund betrifft, so muß ich schon ein bißchen weiter ausholen. Ich bin nämlich Soldat.“

„Das sehe ich.“

„Nun ja. Als solcher habe ich mir in meiner militärischen Laufbahn, die nun schon ein Vierteljahr andauert, eine Menge bedeutender Fähigkeiten angeeignet. Man heiße mich, mit einer Schwadron eine feindliche Brigade niederzureiten — mach' ich! Sollte bei Ausbruch eines Krieges Graf Häfeler unpäßlich sein und Majestät zu mir sagen: Einjährigere Hannader, hier haben Sie ein Armeekorps, und nun tun Sie mal der Gesellschaft aufs Leber! — mach' ich! Aber wissen Sie, was ich nicht machen kann? Front machen kann ich nicht. Wahrhaftigen Gott nicht! Das muß an meiner Körperhaltung liegen, oder sonst woran — ich weiß es nicht. Nun haben wir hier einen General, unseren Brigadeführer, eine gräuliche Krachbirne. Der Mann hat ein Faible für das Frontmachen. Das ist sein Dollopunkt sozusagen. Sobald er einen Soldaten zu Gesicht bekommt, paßt er auf wie ein Schießhund. Steht der Mann nicht tabellös, so wird er

angeschnauzt und außerdem mit einer schmerzhaften Empfehlung an den Eskadronchef nach Hause geschickt. Das möchte ich vermeiden.“

Wenn der Einjährigere Hannader nicht ein so harmloser Mensch gewesen wäre, hätte ihn die plötzlich ausbrechende Heiterkeit seiner Begleiterin wahrscheinlich stutzig gemacht.

„Was habe ich denn damit zu tun?“ rief das junge Mädchen unter hellem Lachen.

„Oh — sehr viel! Sie haben direkt mein Leben in Ihrer Hand.“

„Gnädig.“

„Lachen Sie nicht, gnädiges Fräulein, es ist so. Ich habe meine Schlittschuh-Reparatur beim Eisbahnwärtler zurückgelassen. Folglich habe ich nichts in der Hand. Wenn ich aber nichts in der Hand habe, muß ich bei einer etwaigen Begegnung mit dem hohen Vorgesetzten Front machen, und wenn ich Front mache, dann kann ich eventuell wegen rückfälliger schlechter Haltung beim Frontmachen eingesperrt werden, und wenn ich eingesperrt werde, so müßte ich bei der Silvesterfeier im Kasino fehlen, von der gnädiges Fräulein mir erzählten, daß Sie diese mitmachen werden; und wenn ich heute nacht Schlag zwölf Uhr nicht mein Glas an das Ihre anklängen lassen darf, dann schieße ich mich tot! — Und nun geben Sie mir gütigst Ihre Schlittschuhstache zum Tragen, dann ist alles in schönster Ordnung.“

„Hier. Ich will Sie nicht auf dem Gewissen haben. Aber Sie treffen doch nicht immer einen Vorgesetzten.“

„Aber! Bei meinem Pech immer. Ich brauche nur einmal ohne Deckung über die Gasse zu laufen, schon hat mich einer. Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen — aber das ist gar nicht nötig. Der Wolf in der Fabel. Da hinten kommt mein General. Ich bitte Sie — was sucht nun das alte Bauhehn nachmittags um vier hier auf der Landstraße? Die Welt ist so groß, und es gibt eine Unzahl von schönen Gegenden — aber ausgerechnet kommt er hierher. Und wozu? Damit ich Front machen soll. Aber das gibt's nicht, Alterchen. Heute nicht. Ich bin in Begleitung und habe ein Täschchen in der Hand. Also los: sechs Schritte vorher in gerader Haltung — eins — zwei —“

Leider kam es anders.

General Volten blieb stehen, die junge Dame blieb stehen, und dem unglücklichen Einjährigere blieb nichts anderes übrig, als ebenfalls stehenzubleiben und mit Grausen zu beobachten, wie der General und die Dame sich auf dem intimsten Duzfuß beglücklichten.

„Na, Silbe — eigentlich wollte ich dich abholen, aber da du Begleitung hast — wohl eine Eisbekanntschaft, was?“

„Einjährigere Hannader, zweite Eskadron Dragonerregiment Karl Ludwig, vom Eislauf zurück.“

Der General nickte, und zwar nicht unfreundlich. Pöblich aber wurde sein Blick ernst und streng.

„Es wäre mir lieb, mein Kind, wenn du mich noch ein wenig begleitest“, sagte er zu seiner Nichte, ohne die kritische Musterung des Einjährigere zu unterbrechen. Endlich trat er an ihn heran.

„Danke Ihnen für Begleitung meiner Nichte. Im übrigen aber — wie stehen Sie denn da? Donnerwetter nochmal! Wo haben Sie die freie Hand! Wo die rechte Schulter? Donnerwetter nochmal! Wie heißt Ihr Mittelmeister?“

„Mittelmeister von Gemming, Herr General.“

„Dann sind Sie also derselbe Einjährigere, der mir schon einmal durch seine erbärmliche Haltung aufgefallen ist. Beispiel statuieren! Donnerwetter nochmal. Zur Stallwache melden für heute nacht. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr General!“

„Begleiten! In Abend!“ —

General Volten war ein sehr strenger Herr im Dienst, aber wie weiches Wachs in den Händen seiner Damen, namentlich seines Nichten, das er in Ermangelung eigenen Kindergegens abgöttisch liebte. Dennoch hatte Silbe Rathmann es nicht durchdrücken können, daß ihrem Ritter von der Eisenbahn die Strafe geschenkt wurde.

„Ich kann mich doch nicht zum Popanz machen“, hatte der alte Herr gesagt. „Der Mensch hat eine Haltung wie der Campanile in Venedig zwei Minuten vor seinem Einsturz. So was darf man nicht durchgehen lassen. Sonst ist ein ganz tüchtiger Mensch. Habe mich nach ihm erkundigt. Auch sehr angelegene Familie. Können ihm Pfaster auf die Wunde legen — morgen zu Tisch einladen. Mehr ist nicht zu machen. Basta!“

Das war immerhin etwas. Aber Fräulein Silbe blieb doch noch sehr gedrückt — und ihre Stimmung änderte sich auch nicht, als man im Kasino war. Im Gegenteil. Je näher die Mitternachtsstunde heranrückte, desto unruhiger wurde sie in all dem Jubel und Trubel.

Es war ja Unfinn — antun würde er sich natürlich nichts. Ein so sprühend lebensfroher Mensch! Und doch — man konnte nicht wissen! In dem scheußlichen Stall bei den Pferden — alles so trübe und düster — und wenn dann die Glocken läuteten — Herrgott im Himmel, das war ja gar nicht auszudenken ...

Was tun —!

Angst beflügelte die Erfindung, und — endlich! —

kaum eine Viertelstunde vor zwölf hatte sie's ...

Der Einjährigere Hannader war eben bei der ungeschicklichen Beschäftigung, hinter einem alten, an Verdauungsbeschwerden leidenden Krippenreiter zum zehnten Male an diesem Abend die Abgänge mit der reglementsmäßigen Sorgfalt und mit einer unreglementsmäßigen Schaufel fortzuräumen. Stallbänke sind gesund, aber sie stimmen melancholisch, wenn man sie strahlweis einatmet und besondere Ursache hat, sich einen anderen Aufenthalt zu wünschen.

Und vielleicht war die verfluchte Geschichte mit dieser Stallwache noch nicht einmal abgetan! Wenn das junge Mädchen auch nur ein Wort von dem verlaunten Kiez, was er über den General geäußert, dann konnte er sich gratulieren. Aber das war ja Unfinn — das würde sie ihm nicht antun. Ein Mädel mit solchen wunderbaren Augen war keine Verräterin. Und doch — man konnte nicht wissen ...

Erich Hannader betrachtete schwermütig den alten Gaul, der wieder so verdächtig mit dem Schweife wippte, und erwog dabei, wie er wohl zu einem Silvesterpunsch kommen könnte, als eine Kasino-Ordnung eilig und heimlich den Stall betrat.

„Der Herr Einjährigere?“

„Was ist los —“

„Hier eine Flasche Sekt und zwei Gläser — und auf dem Tisch steht was drauf! Ich muß weg. Gute Nacht und Prost Neujahr!“

„Gute Nacht, mein Sohn. Das ist ja glänzend! Wer mag da an mich gedacht haben! Und zwei Gläser? Und auf der Tafel steht was drauf? — Schwerebrett, ist das dufter hier! — Eine anständige Marke. Alle Achtung! Aber was weiter? — Aha — hier steht noch was: „Gießer Herr Hannader — es tut mir so schrecklich leid, daß Sie nicht hier sein können! Aus dem kleineren Becher habe ich getrunken, der andere ist für Sie — zum Anstoßen — wenn es lautet.“

Läutet! Läutet! Eben lautet es — —

Mit rasender Geschäftigkeit schlug der Einjährigere Hannader der Flasche den Hals ab. Und —

„Hurra! Prost Neujahr!“ gelachte es durch den Stall, daß die Säule erschrocken an den Ketten rissen und der Krippenreiter — ohnehin etwas nervös durch sein Magenleiden — wie verdreht hinten und vorn ausschlug.

Der Einjährigere Hannader aber trank, trank — und zwar aus dem kleineren Glase — und er konnte sich nicht entsinnen, jemals zur Jahreswende so hoffnungsfroh gewesen zu sein.

* Der Kaiser und Admiral Montagu.

In London sind vor kurzem die „Erinnerungen“ des bekannten englischen Admirals Montagu erschienen, der sich in den Krimkriegen und während des großen Aufstandes in Indien besonders ausgezeichnet hatte und so wohl mit dem verstorbenen König Eduard als auch mit dem deutschen Kaiser in nahen persönlichen Beziehungen stand. Als Patentkind der Königin Viktoria stand er schon von Kindheit an mit der britischen Herrscherfamilie in enger Berührung, und die persönlichen Erinnerungen an die ihm befreundeten Monarchen verleihen dem Buche einen besonderen Reiz. Als ein begeisterter Freund des Segelsportes, als Mitglied der Royal Yacht Squadron sah man den britischen Admiral auch oft in Kiel, und wenn immer der Kaiser in England weilte, versäumte er nicht, Montagu zu sich zu Gast zu bitten. Bei einer Regatta in Cowes, noch zu Lebzeiten der Königin Viktoria, kam es dabei zu einem amüsanten Konflikt. Der Admiral wurde von der Königin zur Tafel befohlen, abends um halb neun sollte er in Osborne zum Diner eintreffen. Unmittelbar nach Empfang dieser Einladung überbrachte man dem Admiral ein großes Rouvert mit dem Siegel des deutschen Kaisers: es war eine Einladung, am selben Abend an Bord der „Hohenzollern“ mit dem Kaiser zu speisen. Das Schlimmste war, daß zu beiden Einladungen verschiedene Trachten vorgeschrieben waren, zum Diner bei der Königin die Hofkleidung, zum Diner beim Kaiser die kleine Admiralsuniform. Der vielbegehrte Gast war verzweifelt: was sollte er tun. In seiner Not signalisierte er dem Prinzen von Wales, dem späteren König Eduard, sein Dilemma und bat um einen guten freundschaftlichen Rat. König Eduard traf ein salomonisches Urteil: er riet dem Freunde, erst zur Königin zu gehen und dann schleunigst zum Kaiser. In wilder Hast schlüpfte Montagu in die feidenen Beinkleider und rasste nach Osborne. Unmittelbar nach dem Diner beurlaubte ihn die Königin, und nun galt es, mit Sturmeselle zur „Hohenzollern“ zu kommen.

„Die erste Schwierigkeit“, so erzählt der Admiral, „war, einen Ort ausfindig zu machen, wo ich die Hoftracht mit der Uniform wechseln konnte. Ich entschloß mich schließlich, das in der Droschke zu tun, und fletzte den Kutscher an, nicht allzu rasch bergab zu fahren. Wie jedermann weiß, ist es nicht schwierig, sich in einer Droschke aus- und wieder anzuziehen, selbst bei völliger Dunkelheit; aber dann kommt ein Augenblick, wo man aufstehen muß, um die Toilette zu vollenden, und das war das Dilemma. Ich verfluchte alles, umsonst. „Kutscher!“ rief ich schließlich, „halten Sie einen Augenblick und schlagen Sie das Wagendach zurück.“ „Es regnet in Strömen“, meinte der Kossakenbedient, aber ich beharrte bei meinem Voratz: „Das ist einerlei. Sie sind sowieso naß, und über mich können Sie Ihren Mantel halten.“ Das Arrangement bewährte sich prachtvoll, ein paar Augenblicke später kam ich zur Landungsstelle, sprang in die bereit stehende Barasse und war wenige Minuten später an Bord der „Hohenzollern“. Der Kaiser empfing mich mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit und amüsierte sich dann köstlich über die Schilderung meiner Abenteuer. „Nun“, meinte er schließlich, „ich bin noch niemals zweimal am gleichen Tage von zwei Königen eingeladen worden. Wollen Sie wirklich noch einmal essen?“ Eine andere lustige Szene, in der ebenfalls die Kostümfraße ihre Rolle spielte, ereignete sich später in Kiel. Der Admiral nahm an Bord seiner Yacht gerade sein Morgenbad, als man ihm zurief, der Kaiser käme mit seiner Gig herangefahren. „Was sollte ich tun, völlig unbekleidet wie ich war?“ Da ertönte auch schon die Stimme des Kaisers: „Montagu, kommen Sie schnell herauf, ich will Ihnen ihre Instruktionen geben.“ „Majestät“, schrie ich verzweifelt, „ich kann nicht, ich bin ja ganz naß!“ „Schadet nichts, kommen Sie rauf!“ tönte es zurück. Zum Glück hatte mein Badetuch respektable Dimensionen, ich packte mich ein, so gut es ging und kletterte hinauf. „Wie ein alter Nero sehen Sie aus in Ihrem Aufzuge“, meinte der Kaiser lächelnd, bevor er mir die Instruktionen für das bevorstehende Rennen erteilte. Entgegen dieser fröhlichen Toleranz in Toilettenangelegenheiten legte König Eduard auf sorgsame und korrekte Kleidung besonderes Gewicht, und wenn immer ein Offizier nicht vollkommen „de rigueur“ angezogen war, rügte er jeden Mangel. „Mehr als einmal sagte er mir bei Gesellschaften im Marlborough House mit einem mißbilligenden Kopfschütteln: „Victor, mir gefällt nicht deine Art, die Orden zu tragen, du mußt das ändern.“ Aber bei der nächsten Gelegenheit fand er wieder Grund zur Kritik und meinte verzweifelt: „Ich habe dir doch erst vor einem Jahr gesagt, daß du das ändern solltest, und nun kommst du genau wieder so daher ...“

Humoristisches.

Zu Stimmung. Hausherr (mürrisch): „Schon wieder der Steuerbot! Und alles frisst das Militär auf.“ Köchin (für sich): „Dat stimmt!“

Zum Sylvesterabend.

Wenn der Heilige Abend der schönste des ganzen Jahres ist, so sollte der Sylvesterabend wahrlich einer unserer ernstesten sein, um ihn in seinem Edelgehalt zu erkennen und danach zu nutzen. Eine Abschiedsfeier — das ist doch des Sylvesters eigentlicher Charakter! Und Abschied weckt und soll wecken alle Lieben, frohen wie ernstesten Erinnerungen, um das Bild dessen, von dem wir scheiden, klar vor Augen zu behalten und in der Treue uns zu fählen. Wer ein abgeschlossenes Lebensjahr als einen guten, auch in den trübsten Stunden wohlmeinenden Freund betrachtet, dem hat es fast mehr zu sagen, als in den paar kurzen Stunden des Sylvesters sich ausschöpfen läßt, und wir werden im Kreise unserer Lieben am traulichen heimischen Herd mit jeder Minute geizen, um seinen Abschiedsworten noch mit offenem Ohr und Herzen zu lauschen. Nun sehe man aber hin, wie zumeist heutzutage Sylvester gefeiert wird; je größer die Stadt, desto toller! Da wird schon auf Wochen voraus in den Aneipen oder Riesenrestaurants ein Tisch gemietet, um, eingepfercht zwischen völlig fremden und teilnahmslosen Gestalten, die Zeit mit Essen, eifrigem Pokulieren und noch eifrigerem Schnidschnad totzuschlagen; und wenn vom Turm die Mitternachtsstunde den Anbruch des neuen Jahres kündigt, dann hebt drinnen und draußen auf Gassen und Straßen ein wahrer Höllenpektakel an, daß man oft genug versucht ist, am klaren Verstande derer zu zweifeln, die ihn doch, vielleicht mehr denn je, im neuen Jahre noch so notwendig brauchen werden! Wo kommt diese Unsitte des Lärmens in der Neujahrsnacht denn überhaupt her? Aus grauer Heidenzeit! Damals glaubte man, hierdurch die bösen Geister von der Schwelle des Hauses und den Grenzen des Ortes vertreiben zu können! Für die „aufgeklärten“ Menschen des 20. Jahrhunderts warhast ein solches Armutszeugnis, noch daran festzuhalten, — oder sollten sie es gar nötig haben, mit Punsch und Lärm manch böse und unangenehm mahnende Stimmen in ihrem Innern zu betäuben? Da halten wir es doch für reicheren Gewinn, am Sylvesterabend im trauten Familientreife so manchem großen „Warum?“ des letzten Jahres nachzuforschen und das Herz so zu stimmen, bis es selbst darauf mit dem schönen Sylvestersiede sprechen kann: „Daß nicht vergessen werde, was man so gern vergißt, daß diese arme Erde nicht unsre Heimat ist. Und ist es uns hienieden, so öde, so allein, Herr, laß in deinem Frieden uns hier schon selig sein.“

Ein romantischer Erbschaftsstreit.

Bei dem Landgericht 1 in Berlin schwebt gegenwärtig ein Erbschaftsprozess, bei dem es sich um nicht weniger als zwölf Millionen Mark handelt. Die Herausgabe dieser zwölf Millionen verlangt die Witwe eines verstorbenen Berliner Tischlermeisters, Frau Johanna Brandt aus der Blumenstraße 32, von dem 82jährigen Grafen Hugo Scholto von Douglas, der seine Berliner Wohnung im Hause Viktoriastraße 32 besitzt. Graf von Douglas ist ein bekannter vielfacher Millionär, der im Jahre 1888 in den Freiherren- und sechs Jahre später in den Grafenstand erhoben worden ist.

Die Vorgeschichte dieses Erbschafts-Prozesses ist geradezu romantisch. Zwei Deutsche namens Brandt, der Verwandtschaft nach Vettern, sind im achtzehnten Jahrhundert in kurzen Zeitabständen voneinander nach Holland ausgewandert und haben ihren Wohnsitz in Harlem aufgeschlagen. Dort sind beide Großkaufleute geworden, die einen schwungvollen Handel betrieben, eigene Schiffe besaßen, und mehrfache Hausbesitzer wurden. Als sie, der eine im Jahre 1785, der andere etwa 1805, also 20 Jahre später, starben, hinterließen sie beide nach vielen Millionen zählende Vermögen. Beide Brandts, die ihr

Leben als Junggefallen verbracht haben, sollen ihre Riesenvermögen den in Deutschland lebenden Verwandten vermacht haben. Wie die Klägerin, Frau Johanna Brandt, behauptet, sind die testamentarischen Verfügungen nach Halberstadt gekommen, dort lebten die Erben aber nicht mehr und konnten auch nicht gefunden werden. Erst im Jahre 1854 ist nochmals der Versuch gemacht worden, die Erben aufzufinden und von ihrem Millionengeld zu benachrichtigen. Man ermittelte, daß einige Erben in Alshersleben wohnten, und sandte, so behauptet Frau Brandt, die Akten dorthin. Damals war der Vater des jetzigen Grafen Douglas Bürgermeister in Alshersleben, und die Akten kamen infolgedessen in seine Hand. Dadurch soll, nach den Ausführungen der Erbschaftsklägerin, der spätere Douglas zur Kenntnis und dann in den Besitz der Akten gelangt sein, und das soll in der weiteren Folge dazu geführt haben, daß der Graf sich in den vollständigen und alleinigen Besitz der vielen Millionen setzte. Aus dieser Erbschaft stamme der ungeheure Reichtum der gräflichen Familie Douglas.

Frau Johanna Brandt aus der Blumenstraße, die sich als Witwe des verstorbenen Tischlermeisters als erberechtigt erklärt, verlangt von dem Grafen von Douglas Rechnungslegung. Sie versichert, daß ihr der Graf durch Mittelspersonen einmal bereits zehn Millionen angeboten oder mindestens in Aussicht gestellt habe, und nennt dafür eine stattliche Reihe von Zeugen, darunter Damen und Herren aus der nächsten Verwandtschaft des Grafen von Douglas.

Graf von Douglas seinerseits bezieht sämtliche Angaben der Frau Johanna Brandt als falsch und bestreitet überhaupt, jemals Einsicht in Akten einer Erbschaft Brandt gehabt zu haben. Es liege vielleicht eine Verwechslung mit einer anderen Sache vor: einer seiner Kammerdiener habe ihm einmal vor Jahren Papiere in einer ausländischen Erbschaftssache zur Prüfung übergeben. Er habe diese Akten dem Auswärtigen Amte übermietet und nichts weiter davon gehört. Ferner bestreitet der Graf, jemals dritten Personen gegenüber geäußert zu haben, daß er später einmal Frau Brandt einen Teil der Erbschaft herauszahlen werde. Unter diesen Mittelspersonen spielte auch die Witwe eines Majors eine Rolle. Diese Dame, so erklärt der Graf, sei eines Tages zu seiner Familie gekommen und habe erzählt: In einer spiritistischen Sitzung sei der Geist des kürzlich verstorbenen einzigen Sohnes des Grafen von Douglas erschienen und habe ihr gesagt, er werde solange keine Ruhe haben, bis sein Vater der Frau Brandt die holländische Erbschaft herausgegeben habe!

Soweit der Standpunkt, den die beiden Parteien einnehmen. Vor dem Berliner Landgericht 1 fand jetzt der zweite Termin in diesem Erbschaftsprozesse statt, bei dem der Graf von Douglas durch die Rechtsanwälte Geh. Justizrat Krause und Dr. Beer, die Frau Brandt durch die Anwälte Bahn und Beyer vertreten war. R.-M. Beyer beantragte für seine Klientin die Bewilligung des Armenrechtes, nachdem das Gericht den Wert des Streitobjektes mit 500 000 Mk. festgesetzt habe. Das Gericht beschloß, zunächst den Grafen von Douglas aufzufordern, zu dem nächsten Termin am 13. Januar 1911 persönlich zu erscheinen. Erst nach Anhörung des Grafen will das Gericht über den Antrag auf Bewilligung des Armenrechtes für Frau Brandt entscheiden.

Eine Detektivjagd um die Erde.

In Berlin traf vor einigen Tagen einer der bekanntesten Detektive Amerikas, Joe Koller, ein. Er befindet sich auf der Jagd nach einem Liebespaar, das gegen den Willen der Eltern aus dem elterlichen Hause entflohen ist und sich nun verborgen hält. Joe Koller ist beauftragt, den Aufenthaltsort dieses Liebespaares, aus

dem inzwischen ein Ehepaar geworden sein soll, auszuforschen und den beiderseitigen Eltern sofort Mitteilung zu machen. Wie Koller aber lächelnd erzählte, scheinen die beiden jungen Liebesleute an Detektivscharf sinn den alten bewährten Spürhund Koller noch zu über treffen. Sie verstehen es meisterhaft, ihn irrezuführen und sich vor ihm verborgen zu halten. Eine Trübs der beiden Liebesleute sind allerdings kindlich und können, wie Koller erzählte, einen so erfahrenen Kundschafter nicht hinter das Licht führen. Aber dennoch gibt er zu, daß er schon in mehreren Städten, in denen er ihnen dicht auf den Fersen war, durch einen ebenso kühnen, wie gewagten Schachzug von ihnen dupiert wurde, wenn er gerade schon glaubte, sie fest zu haben. Einstweilen bleibt Koller nichts anderes übrig, als den Eltern über die Mißerfolge seiner Detektivfahrt zu tabeln oder ihnen mitzuteilen, wo er überall ihre Spuren entdeckt habe. Die Eltern des jungen Mädchens, eine millionenreiche Familie Newports mit dem urdeutschen Namen Schmidt, wollen nämlich, selbst wenn die beiden jungen Leute schon die Ehe eingegangen sein sollten, ein Zusammenwohnen ebenso gern vereiteln, wie die Eltern des jungen Mannes, die feineichen Rentiers Wilcons. Der junge Mann, Wilcons junior, war nämlich bisher ein Taugenichts, den der Vater erst aus Ar beiten gewöhnen will, bevor er ihm gestattet, eine Ehe einzugehen und einen eigenen Hausstand zu führen. Die Eltern des jungen Mädchens stimmen darin mit dem alten Herrn Wilcons natürlich überein, und so haben beide den Detektiv auf die Fährte der Flüchtigen gesetzt. In London fand er zum erstenmal ihre Spur, und zwar in einem Hotel, wo ein Herr Fred Wilcons mit Gemahlin abgestiegen war. Koller stellte bald fest, daß es nicht der flüchtige Wilcons war, sondern daß dieser anscheinend ein anderes Pärchen gemietet hatte, sich unter diesem Namen einzulogieren, um Verfolger zu täuschen. In Paris fand er des weiteren ihre Spur, die von da über Hol land nach Hamburg und Berlin ging. Jetzt sind sie weiter nach Petersburg, und es scheint, daß das Pärchen sich nach Japan begeben will. Koller jagt ihnen weiter nach und hofft, daß er ihren Vorsprung bald einholen wird.

Eine düstere Prophezeiung.

Bei einer wissenschaftlichen Diskussion, die von der Britischen Vereinigung für den Fortschritt der Wissenschaften veranstaltet wurde, wurde von den Gelehrten darauf hingewiesen, daß sich im Indischen Ozean ein neuer Weltteil zu entwickeln beginnt, der nach dem Umwandlungsprozeß wohl die Größe Australiens erreichen wird. Die Rivista Navale knüpft hieran an, und sucht zu ergründen, welche Naturphänomene das Entstehen dieses neuen Weltteils begleiten würden und welchen Einfluß dies auf die bestehenden Erdteile haben könnte. Wenn man bedenkt, daß der Ausbruch von Kilauea in Hawaii, ein Erdstöß von nur mittlerer Bedeutung, die Ursache einer verheerenden Flutwelle wurde, die sich viele tausende von Meilen von ihrem Ausgangspunkt entfernt über die Küste ergoß und gewaltige Verwüstungen anrichtete, so wird es wahrscheinlich, daß das Entstehen eines neuen Welt teils ungleich schlimmere Umwälzungen mit sich bringen müßte, eine Katastrophe, wie sie die Erde seit Menschengedenken noch nicht erlebt hat. Und in der Tat gipfeln die Ausführungen des wissenschaftlichen Mitarbeiters der Rivista Navale in einer erschütterlichen Prophezeiung. Das Entstehen des neuen Welt teiles würde parallel laufen mit der Bildung einer gewaltigen Riesenwoge lodenden Wassers, der kein Schiff, wie groß es auch sein möge, auch nur eine einzige Minute Wider stand leisten könnte. Diese Woge würde sich als Sturmflut über die Erdteile ergießen, eine wirklich Einsturz würde die Welt in eine Einöde verwandeln. Denn die Küsten des Indischen Ozeans würden das Vordringen der mächtigen Wassermassen nicht aufhalten, über das Kap Horn müßten sie in den Atlantischen Ozean eindringen, mit anderen Sturm fluten zusammentreffen. Die Erschütterung würde die Drehung der Erde um ihre Achse unterbrechen. Für die Menschheit aber gäbe es keine Rettung, allenfalls die Gipfel des Himalaya würden die stürmenden Meere überragen. Das Verhängnis über diesen trüben Ausblick für die Zukunft ist die Wahrscheinlichkeit, daß noch einige Millionen Jahre verstreichen werden, ehe die Natur diese Prophezeiung erfüllt, und bis dahin mag sich manches geändert haben.

Die Blonde und die Braune.

Silvesterhumoreske von E. M. Stöck.

(Nachdruck verboten.)

„Also verstanden, Michel?“
„Zu Befehl, Herr Leutnant.“
„Was wirst du tun?“
„Die eine Blumensträußchen trage ich zum Herrn Oberst fürs gnädige Fräulein, die andere zum Herrn Major fürs gnädige Fräulein.“
„Wahrhaftig, er hat's begriffen! Also trolle dich, aber ein bißchen schnell. Kehrt — marsch.“
Gottlieb, Michel ist draußen und hat nicht gefragt, welche Sträußchen für welches gnädige Fräulein bestimmt ist und warum die Behälter keine Adressen tragen — ganz wie ich's mir von ihm erhoffte. So waltete denn, Schicksal, durch diese geeignete Einfachheit von einem Leutnantsbüchsen; heut abend noch werde ich wissen, welche der beiden Soldaten mir zur Gattin bestimmt ist, die Blonde oder die Braune. Ist doch eigentlich eine vertauselte Sache, wenn man ein solches Liebesmaß von Herzenglut besitzt, daß man sich zwischen zwei liebreizenden Mädels durchaus nicht zu entscheiden vermag. Und ein wahres Glück ist dann meistens ein guter Einfall. In dem einen Karton ein weißes Sträußchen mit Vitisblüten und hübschem Grub, im anderen aber das entscheidende Symbol, eine kleine Axt aus brennend rotem Nektartröpfchen, und mein Gedicht mit der zarten Witte dem liebenden Geber das Herz zu schenken, die Blumengießer aber bei der Silvesterfeier am Kleide zu tragen. Wird nun die blonde Marie oder die braune Trude Axt und Gedicht erhalten? — Schicksal, bestimme du! Ich habe es satt, mir Kopf und Herz zu zerbrechen.

Widerfällige Festtraume bei Avertis. Meine Pulse schlagen fast höher, als ich sie am Abend betrete. Ich begrüße die freundlichen Witze, tausche Gänsebrüder rechts und links; wo aber weißt das Gänsebrüderchen, wo ihre Freundin Marie? Mein Auge schweift unruhig umher. Sapperli, da fällt mir ein: Wenn nun keine die Axt trägt? Dann weiß ich nicht einmal, wo er mir einen Korb gegeben hat. Doch dieses herbe Gedicht ist mir erspart. Ich luge in ein Seitengemach und sehe hinter Rahmen ein weißes Gewand schimmern. Eine schlanke Leide verläßt mich, und im Gürtel — die brennend rote Blumengießer.

Mein Herzschlag setzt aus für einen Augenblick — welche wird es sein — da tritt die Mädchengestalt hervor; Trude steht vor mir, das braunliche Oberkörperchen.
Sie schaut mich an, lieblich verwirrt, selbst eine Blume. Und ich fühle einen Jubel in mir, ich bin gar nicht enttäuscht, daß sie es ist und nicht Marie. Im nächsten Augenblick liege ich vor ihr auf den Knien.
Dah sie zuerst tödlich erschrickt, kann ich begreifen; wie leicht könnte uns jemand beobachten.
Was ich rede, weiß ich kaum. „Trude, Trude,“ rufe ich endlich bestürzt aus, „ist es denn wahr, liebst du mich?“
Ja, sie liebt mich, sie läßt ihre Hände fassen und küssen, läßt sich auch ganz in die Arme nehmen.
„Stille, kleine Braut.“
„Herzallerliebster.“ Sie haucht es ganz leise.
Endlich aber müssen wir doch etwas Vorrecht üben. Wir setzen uns neben die Palmengruppe. Und nun frage ich: „So hat dich mein Gedicht erfreut, du hast es gern gelesen, mein Lieber?“
„Dein Gedicht?“ Sie sieht mich staunend an.
„Ja, hast du es denn nicht gefunden? Es lag bei den Blumen im Karton.“
„Da lag ganz bestimmt kein Gedicht. Nur deine Visitenkarte.“
„Nur — meine —“
Ich kann nicht weiterprechen. Einige Gäste treten in unser lauschiges Gemach. Und von der Gruppe löst sich eine zierliche Gestalt, eilt begrüßend auf Trude zu. Es ist Marie, die blonde Majorstochter, und im Gürtel — trägt auch sie eine rote Nektarblüte — wie die Freundin.

Bin ich von Sinnen — ähst mich ein böser Traum? Die Braune hat eine Axt mit der Karte, die bei den weißen Blumen lag, die Blonde hat auch eine Axt und — vielleicht — das werdende Gedicht. —
Sier stoben meine schredensvollen Gedanken. Michel, Unglückseligkeit, was hast du gemacht?
Das schlimmste erfüllt sich. Nun ich mit Trude schon verlobt bin, tritt Marie auf mich zu und dankt mir mit den freundlichsten Worten für meine „zerstörte Blumengabe“. Ich verneige mich wortlos. Dann sieht sie zu mir auf mit einer ganz eignen, weichen Schelmerei:
„Und was ich noch gar nicht gewußt habe, Herr Leutnant, Sie dachten ja alles selbst.“
Alle auten Geister helfen mir — sie hat meine verbrannten

Verse wirklich erhalten. Hastig mich zu ihr beugend stammele ich, nur um Gelächter zu haben, ob sie meinen Antrag anzunehmen gedenkt: „Und Sie, gnädiges Fräulein, sind einverstanden mit meinem — Gedicht?“

Ganzlich sieht sie mir in die Augen: „Ja.“
Mich faßt ein Schwindel, da tritt als rettender Engel (wenigstens für den Augenblick) die Frau Oberst an mich heran. „Herr Leutnant, wir sind sehr in Verlegenheit, einige Herren sind noch nicht erschienen, und wir müssen ohne sie zu Tisch gehen. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben und, wie auch einige Ihrer Herren Kameraden, zwei Damen führen? Meine Tochter ist Ihre Tischgästin; vielleicht reichen Sie auch noch Fräulein Marie hier den Arm?“ — Fort ist sie, ohne eine Antwort abzuwarten, und ich darf nun meine beiden Bräute führen.

Als ich Trude hole, flüstert sie mir zu: „Du hast Marie ebenfolche Blumensträußchen geschickt wie mir, tatst du es, weil sie meine Freundin ist?“
„Natürlich.“

„Das ist lieb von dir.“ — Sie drückt gütlich meinen rechten Arm, und gleich darauf biete ich Fräulein Marie den linken. So stolziere ich, innerlich wandend, in den Speisesaal. Michel, Marie, Glendel! Heut abend begehe ich noch einen Noth.
Ein Glück ist's, daß Kamerad Reinsberg, Maries linker Nachbar diese gut unterhält. Und da die Stimmung bei Tisch angeregt ist und man in eine immer fröhlichere Silvesterlaune hineingerät, so gehen die Tafelstunden ohne Vortheil für mich vorüber. Wir erheben uns gerade, da kommt der Major zu uns. Mich sieht er strahlend, mit etwas weinigen Augen an, schlägt mir auf die Schulter — Himmel, schon die richtige Schwieger vatergütlichkeit. Marie muß sich ihm anvertraut haben, auch das noch! Er spricht noch mit einigen, geht dann auf seinen Platz zurück, klopft ans Glas: die Herrschaften möchten doch noch verweilen, er habe eine freundige Neugier.

Natürlich bleiben sie, drängen sich noch heran. Ich sitze noch zwischen Marie und Trude, uns gegenüber steht der iaviale, alte Herr, guckt augenzwinkernd gerade zu uns hin — Himmel! hilf, mir bricht der kalte Schweiß aus — nun will der gute Major in seiner „Zustimmung unsere Verlobung verkünden, ehe ich überhaupt bei ihm angethanen habe! Und neben mir ist Trude!

Es ist kein Zweifel — mein Herzschlag thut — ich sehe wie durch einen Nebel Maries Vater das Glas erheben: „Meine verehrten Herrschaften, damit ich es kurz sage. Ich habe die große Freude, Ihnen die Verlobung meiner — Lieben

Was Madame de Thebes für das Jahr 1911 prophezeit.

Mme. de Thebes, die berühmte Pariser Prophetin, die alljährlich die Welt mit ihren Prophezeiungen bedient, hat auch in diesem Jahr ihren Almanach herausgegeben, in dem Gläubige die Zukunft hüllenlos schauen. Im vergangenen Jahre hatte sie für 1910 eine rege finanzielle Tätigkeit, die Erhaltung des Friedens, eine Modifikation der französischen Allianzen, schlimmes Wetter und den Tod zweier Könige prophezeit, und da die Laune des Schicksals ihr diesmal Recht gegeben hat, mögen auch ihre Voraussagen für das Jahr 1911 als eine interessante Kuriosität kurz zusammengefasst werden. Das kommende Jahr, so verrät uns die Prophetin, ist ein „Dämmerungsjahr“ und steht unter dem doppelten Einfluss von Venus und Mars, unter der Einwirkung der Kraft der Leidenschaft und des kühl berechnenden Geistes. Da die Dämmerung der Nacht vorausgeht und die Nacht an den Tod gemahnt, gehen wir manchen Bitternissen entgegen; aber nach dem Dunkel kommt die Sonne wieder, und schließlich gibt es ja auch schöne Nächte: die Menschheit wird auch das kommende Jahr überleben. Für Frankreich prophezeit Mme. Thebes eine Periode, da die Arbeit und der Einfluss der Frauen auf die politischen Kämpfe einwirken will, „1911 bereitet die Aften vor, 1912 ist der Beginn großer Dinge, und 1913 der Markstein eines verwandelten Europas, in dem Frankreich seine moralische Krone wieder erobert haben wird“. Das kommende Jahr bringt schlechtes Wetter, wenige schöne Tage, wechselnde Temperatur und einen Frühling, der nur eine Fortsetzung des Winters bedeutet. Der Sommer verpricht viel Regen. Im August wird das Getreide teuer, die Weinlände aber werden schwere Not erleiden. „Trauer in einem lachenden Land. Vorsicht gegen die Berge, die Pyrenäen werden Ueberrassungen bringen. Anzeichen deuten auf Vulkanausbrüche und gewaltige Feuersbrünste. Zweimal wird unser Mitleid sich den unglücklichen Opfern großer Naturkatastrophen zuwenden. Paris wird drei Tage trauern, und ein mächtiger und beneideter Mann wird dann emporsteigen. Eine Partei, die heute nicht besteht, wird auftreten. Im Auslande, vor allem in Berlin, wird der Jörn groß sein, das Ausland wird versuchen, eine finanzielle Panik über uns heraufzubeschwören“. Einer schweren Krise, so weiß Mme. de Thebes, die offenbar die politische Tagespresse eifrig studiert, zu verraten, geht England entgegen, das „in eine Periode der Umwandlung getreten ist, die zu schweren, aber nicht tödlichen Kämpfen führt. Die Krone wird einen neuen Leiter suchen, und eine furchtbare Anklage gegen das höchste Haupt wird die Öffentlichkeit beunruhigen. Irland spielt eine Hauptrolle“. Aber auch dem deutschen Reiche wendet die Pariser Kassandra ihre gütige Aufmerksamkeit zu und stellt fest, daß Deutschland nicht das ist, was es zu sein scheint. Sie gibt auch eine nähere Erklärung dieser geistvollen Behauptung. „Es ist zu schnell groß geworden, und dem Tausel einer Möglichkeit, die durch die eigene Eitelkeit zerstört wurde“, werden schwere nationale Prüfungen folgen. Und zum Troste für alle Reider Deutschlands versichert sie, „daß die Erniedrigung bis zum Jahre 1913 vollzogen sein wird.“ Dem Papst ist Mme. de Thebes freundlich gesinnt, und auch Österreich gewährt sie allerlei schöne Aussichten, vor allem wird sich Wien auf Kosten Petersburger glänzend entfalten. Denn in Petersburg „ist alles verurteilt“.

Wie Parlamentarier bezahlt werden.

Allem Anschein nach wird England sich binnen kurzem dem Beispiel der meisten anderen Nationen anschließen, die ihre Volksvertretern eine Geldentschädigung für ihre Mühen und Arbeiter zubilligen. Asquith will nun einen Gesetzesentwurf einbringen, nach dem die Mitglieder des Unterhauses ein Gehalt für ihre Arbeit und für die Wahlkosten erhalten. Die bezahlten Parlamentarier der Welt sind wohl die amerikanischen Senatoren, deren Einkünfte aus der Staatskasse sich von 120 Mt. in der Woche — die Summe, die vor hundert Jahren festgesetzt wurde — auf heute 30 000 Mt. im Jahr erhöht haben. Aber mit diesem Ministergehalt sind die Annehmlichkeiten des amerikanischen Senatoren nicht erschöpft, denn er genießt noch mannigfache Privilegien, so z. B. eine Vergütung für Zeitungen, die er als Politiker halten muß. Die Regierung bezahlt in Amerika sogar die Arztkosten für die erwählten Vertreter des Volkes. In Frankreich haben die Abgeordneten erst kürzlich ihr Gehalt vergrößert; heute bezieht der französische Deputierte ein Jahresgehalt von 15 000 Frs. und ist nach vierjähriger Ausübung seines Mandates pensionsberechtigt; ja sogar die Witwe des Deputierten erhält aus der Staatskasse eine bescheidene Pension, ebenso wie die unmündigen Kinder der verstorbenen Volksvertreter. Die bescheidenste materielle Entschädigung für ihre gesetzgeberische Arbeit beziehen wohl die sächsischen Volksvertreter, die 12 Mark pro Tag erhalten, wenn sie auswärts wohnen, und 5 Mark pro Tag, falls ihr Wohnsitz in der Hauptstadt liegt. Dagegen aber genießen sie freie Benutzung der Staatsbahn. Solche Vergünstigungen werden wohl in

den meisten europäischen Staaten gewährt, mit Ausnahme von Italien und Spanien, wo die Deputierten weder Gehalt noch Präsenzgelde erhalten. Den Mitgliedern des deutschen Reichstages werden ebenfalls Präsenzgelde ausbezahlt, die preussischen Abgeordneten erhalten 15 Mark pro Tag, solange die Session währt. In England schlägt man vor, den Mitgliedern des Unterhauses ein Jahresgehalt von 6—9000 Mark zuzubilligen, was etwa der Bezahlung der englischen Volksvertreter im 15. Jahrhundert entsprechen würde, die damals 2 Schilling für den Tag erhielten. Bei der gewaltigen Steigerung des Geldwertes entspricht das heute einem Betrage von etwa 24 Schilling. Bisweilen wurden im alten englischen Parlament die Tagesgelde von 2 Schilling auf einen herabgesetzt, und Dumwied überredete in Tagen der Geldnot einmal seinen Abgeordneten dazu, sich mit einer einmaligen Abfindung zu begnügen; man bot dem Volksvertreter „ein Lamm und ein halbes Faß Serringe“.

*(Berühmte Plumpuddings.

Der Plumpudding, der sich als eine willkommene Bereicherung der Weihnachtstafel auch in Deutschland einbürgert, ist für den Engländer wie der Wispelzweig ein unentbehrliches Symbol der Christtage, selbst der kleine Arbeiter wird beim Weihnachtsmahl die würzig nach Rum duftende, von bläulichen Flammen umzingelte Kugel nicht vermissen. Der Plumpudding in England hat seine eigene Geschichte, in der es nicht an amüsanten und seltsamen Episoden fehlt. Während der Regentenzeit wettete der berühmte „Romeo“ Coates, daß er auf einem eigens konstruierten Wagen einen riesigen Plumpudding von Piccadilly nach Mile End fahren wolle. Am Anfang ging auch alles gut, die Leute blieben zwar am Trottoir stehen und grüßten in froher Weihnachtsstimmung den stattlichen Pudding mit heiteren Scherzworten, aber als die vornehmen Stadtviertel passiert waren, änderte sich das Verhalten der Passanten. Der unwiderstehliche Duft des Weihnachtspuddings lag den Leuten in die Nase, und schließlich sah sich Coates von einer jubelnden Menge umringt, die seinen Wagen zum Stehen brachte und sich anschickte, den Plumpudding zu verzehren. Die Situation wurde kritisch, und Coates, der leidenschaftlich protestierte, wäre es vielleicht schlecht ergangen, wenn nicht zufällig im rechten Augenblick ein Trupp Soldaten erschienen wäre. Sie befreiten den zitternden „Puddingfahrer“ aus den Händen seiner Belagerer und erhielten zum Danke auch die Urkunde der ganzen Aufregung, den großen Plumpudding, der nun mit großem Hallo im Triumph zu Kalerne gefahren wurde. Aber der größte Plumpudding, den je in England gekostet wurde, war wohl der gewaltige Pudding, den die Rote Löwen-Innung von Southwark im Jahre 1718 herstellte. Dies Ungeheuer von einem Weihnachtspudding, so erzählt eine englische Zeitschrift, wog nicht weniger als tausend Pfund, und um es locken zu lassen, mußte ein riesiger Kupferkessel eigens angefertigt werden. Er kochte 14 Tage, bis der Landlord James Austin als Sachverständiger das Urteil abgab, daß er nun gar wäre. In feierlichem Aufzuge wurde der Plumpudding dann in einem von sechs Feln gezogenen Wagen zur Swanenschenke auf dem Fish Street-Market transportiert. Eine seltsame Musikflöte mit grotesken Klängeninstrumenten — die große Trommel hatte nicht weniger als 18 Fuß Länge — begleitete den Aufzug, der dann in einem fröhlichen Gelage endete. Freilich nicht in der Art, wie Sir James Austin es gewünscht hatte, denn er wollte ursprünglich den Plumpudding unter seinen Freunden und Bekannten verteilen. Aber der Anblick und der appetitliche Duft des Ungetüms fachten in der Volksmenge so unwiderstehliche Begierden an, daß die Eskorte schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Sie wurde schließlich überwältigt, und mitten auf der Straße gab es ein ganz programmwidriges Weihnachtsmahl.

+ Wie Sarah Bernhardt sich ausruht.

davon plaudert eine französische Zeitschrift. Die große französische Tragödin, die ihr ganzes Leben mit einer unermüdbaren Arbeitslust und Arbeitskraft für ihre Kunst genutzt hat und sich gegenwärtig wieder auf einer Tournee befindet, sucht ihre Erholung nicht im tatenlosen Ausruhen, sondern wie so viele bedeutende Menschen, in einer Veränderung ihrer Tätigkeit. Sie hat es verstanden, ihr Dasein in so bewundernswürdiger Weise zu regeln und einzuteilen, daß sie außer ihrer anstrengenden Arbeit als Künstlerin und Direktorin auch noch Zeit gefunden hat, als Malerin und Bildhauerin, als Jägerin und Amazonen, als Dichterin und Vollenführerin sich auszuzeichnen. Wenn sie sich ausruht, so ruht sie doch deshalb nicht, sondern ihr stets beweglicher, stets mit neuen Plänen beschäftigter Geist drängt sie auf neue Arbeitsgebiete. Ihr Stedenpferd ist bekanntlich die Bildhauerei. Der Gedanke, im Bereiche der Skulptur nach Vorbeeren zu streben, kam ihr, als sie einmal sehr lebend war, und durch die bedeutende Diagnose der Ärzte verstimmt, sich kurze Zeit zu schwach fühlte, um ihre Theaterlaufbahn weiter zu verfolgen. Sie begann damit, an der Wüste einer ihrer Freundinnen zu arbeiten. Eines Tages aber fand sich ein nicht zu verachtender Klient, der ihre Dienste in Anspruch nehmen wollte, es war Wolpke de Rothschild, der von ihrer neuen Beschäftigung gehört hatte und sich von ihr porträtieren lassen wollte. Der großen Freude über

diesen Auftrag folgte jedoch bald die grimmige Enttäuschung. Die Anfängerin hatte sich zuviel zugetraut: die Skulptur, die sie nach ihrem Modell formte, wurde alles andere als glücklich; zweimal warf sie die vollendete Büste wütend auf die Erde, weil sie ihr nicht genügte, und nach einem dritten, ebenfalls vergeblichem Versuch mußte sie die Arbeit schließlich aufgeben, wodurch sie sich noch die Ungnade Rothschilds zuzog. Aber trotz dieser bitteren Erfahrungen hielt sie mit der ihr eigenen Zähigkeit daran fest, ihre Freistunden der Bildhauerkunst zu widmen, und sie hat schließlich ganz bedeutende Plastiken geschaffen, die allgemeine Anerkennung fanden. Auch wenn Sarah Bernhardt ihre Ferien im Sommer in der Bretagne verbringt, so gibt sie sich nicht der müßigen Erholung hin, sondern dann begann ein Leben in Wind und Wetter am Meer. Mit kurzen Röden und festen Schuhen unternimmt die gefeierte Darstellerin der Phädra tollkühne Exkursionen, bei denen sie wie ein feder Junge die gefährlichsten Stippen erklert. Sie ist auch eine unerhörte Alpinistin; während ihrer Tourneen in Amerika hat sie große Bergbesteigungen unternommen und die wichtigsten Naturwunder des Landes auch bei größten Schwierigkeiten aufgesucht. Ihre unerschöpflichen Kräfte glaubt Sarah Bernhardt ihrem gesunden und langen Schlaf zu verdanken. „Ich lasse spät auf“, erzählt sie einem Interviewer. „Ich schlafe, so viel ich kann und aus allen Kräften.“ Des Nachmittags gönnt sie sich nur ein paar Minuten der Ruhe. Während der Saison in Paris muß ihr häufig eine reich improvisierte Mahlzeit hinter den Kulissen Diner oder Souper ersetzen, dann schlürft sie zwischen den Proben am Tage und der Vorstellung am Abend nur ein Duzend Nüchtern herunter und ist doch auch noch als Urogymnastin so frisch und tätig wie je, immer noch auf der Höhe ihrer Kunst.

* Das Straßenzoo der Tetrazzini.

Ein ungewöhnliches Bild konnte man am Weihnachtsabend in den Straßen von San Francisco beobachten, in der Nähe der Lottos Fountain drängten sich unabsehbare Menschenmengen zusammen, die alle herbeigekrömt waren, um ein seltenes Weihnachtsgeschenk zu empfangen: einen Gefangenenporträt der Tetrazzini auf offener Straße. Die berühmte Primadonna hat versprochen, am heiligen Abend auf der Straße zu singen, um auch den ärmeren Volkschichten, insbesondere ihren kleinen italienischen Landsleuten die Möglichkeit zu geben, sie singen zu hören. Die Nacht war sternklar und mild, am Portal eines Hauses brannten griechische Feuer, dann trat die Sängerin hervor, nahm neben dem Springbrunnen Aufstellung und begann zu singen. Sie sang einige Lieder, die auf dem weiten Platz bis auf den letzten Winkel klar und schön zu hören waren, und die verstaubte Menge dankte der Künstlerin durch eine brausende Ovation. Ein Orchester begleitete den Gesang, und ein Weihnachtschor, in den alle Anwesenden eintraten, beschloß diese nicht gewöhnliche Feier des heiligen Abends auf den Straßen von San Francisco.

(Pariser Weihnachts-Appetit.

Daß die Pariser über einen gesunden Appetit verfügen, davon überzeugt eine amüsante Statistik, die der Gaulois aufgestellt hat. Er wollte ergründen, wie die Pariser den heiligen Abend feiern, und wandte sich an einen Beamten der Marktverwaltung, der dem Interviewer eine erschöpfende Antwort erteilen konnte. Seit jeher ist dem Pariser der Weihnachtsabend der Anlaß zu einem üppigen Festmahl. In diesem Jahre wurden in den Markthallen für das Reveillon-Souper gekauft: 189 648 Kilo Gelfügel, 70 000 Kilo Butter, 200 000 Kilo Blutwurst, 9308 Kilo Wild, 131 600 Pfund Käse, rund 280 000 Pfund Seefische, 17 700 Pfund Fleisch, 28 700 Pfund Mädeln und Krabben, 2000 Pfund Weinbergsschnecken und genau 76 000 Pfund frische Nüchtern, ungedreht all der Lederbissen, die nicht auf dem Umweg über den Markt in die Pariser Küchen fließen.

Kirche, Schule und Haus.

Der Berliner Zweigverein der Evangelischen Frauenhülfe, der bisher 15 Krankenpflegestationen in der Reichshauptstadt mit über 130 Diakonissen unterhielt, konnte nunmehr die 16. Station im Norden der Stadt eröffnen. Bei der Eröffnungsfeier, zu welcher die Kaiserin ein Harmonium gestiftet hatte, wurden die 5 neuen Schwestern von Oberhofprediger D. Dryander in ihr verantwortungsreiches Amt eingeführt.

Einen größeren Zuwachs an Ortsgruppen und Mitgliedern hat der Deutsch-Evangelische Frauenbund in diesem Herbst wiederum zu verzeichnen. In den Städten Wilhelmsburg, Otterndorf, Thorn, Schwes a. W., Deutsch-Eylau, Riefenburg, Oberlahnstein haben sich unter der Werbearbeit hauptsächlich der Generalsekretärin des Bundes Frä. Sprochhoff neue Gruppen zusammengeschlossen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus den Erinnerungen eines türkischen Besir.

Der greise Präsident des ottomanischen Senates, der 90jährige Said-Pascha, der unter Abdul Hamid fünfmal das Amt des Großvezirs bekleidete, und auch unter dem neuen Sultan einmal als Ministerpräsident berufen wurde, wird demnach keine Erinnerungen und Denkwürdigkeiten erscheinen lassen. Im Giornale d'Italia weiß Renate La Valle bereits einige interessante Einzelheiten aus diesem Werte zu verraten. Er erzählt dabei eine charakteristische Anekdote, die auf das Jahr 1883 zurückgeht. Damals war Said-Pascha Großvezir und von Feinden wurde heimlich die Anklage gegen ihn erhoben, eine Palastverschwörung angezettelt zu haben, die darauf abzielen sollte, Abdul Hamid zu stürzen. Eines nachts wurde Said-Pascha plötzlich vom Sultan gerufen, der ihm die Anklage vorlegte und sofortige Antwort verlangte. „Alles ist Verleumdung“, erklärte Said seinem gestrenge Herrn. Aber Abdul Hamid überhäufte ihn nun mit Schmähungen und verlangte die sofortige Rückgabe des Staatsiegels. Said hatte das Siegel, in einem Portefeuille verwahrt, in einem Nebenzimmer gelassen und erbat vom Sultan die Erlaubnis, es holen zu dürfen. Aber Abdul Hamid zog ohne weiteres einen Revolver, richtete den Lauf auf die Stirn seines Großvezirs und wollte ihn nicht gehen lassen. „Majestät“, meinte nun Said, „schiden Sie meinen Sekretär und lassen Sie das Siegel holen und nehmen Sie mir erst dann das Leben.“ Der Sekretär wurde entsandt. Inzwischen hielt Abdul Hamid den Revolver unausgesetzt auf die Stirn Suids gerichtet und erklärte ingrimmig: „Wenn das Siegel sich nicht in Deinem Portefeuille befindet, werde ich Dich hier in diesem Zimmer zur Leiche machen.“ Das Siegel wurde gefunden, aber die Vorwürfe und Schmähungen des Sultans versiegten nicht; er beschuldigte Said, in seinem Palaste Kurden versteckt zu halten. Die Abdul Hamid ermorden sollten. Und immer den Revolver auf den Kopf des Großvezirs gerichtet, führte er Said in ein Nebenzimmer, in das er ihn einsperrte und den Schlüssel abgab. Hier blieb Said 18 Stunden gefangen, bis der englische Botschafter Lord Dufferin sich einmischte

und die Freilassung bewirkte. Trotzdem wurde Said noch einmal zum Großvezir erhoben.

Bodenschätze am Toten Meer.

Das heilige Land, für dessen wirtschaftliche Erschließung noch so viel zu tun übrig bleibt, wird wahrscheinlich bereits im kommenden Jahre der Schauplatz gewaltiger industrieller Unternehmungen werden: ein großes Syndikat, das hauptsächlich über amerikanisches Kapital verfügt, hat von der türkischen Regierung eine Konzession von weittragender Bedeutung erworben, das Recht, die unermesslichen Bodenschätze zu heben, die bisher unausgenutzt an der Umgebung des Toten Meeres schlummerten. Das Mineralrecht hatte ursprünglich Suad Bey, ein führender Parlamentarier der türkischen Kammer, erworben, der jedoch nun, wie das American Magazine mitteilt, seine Rechte für die verhältnismäßig geringe Summe von 1 400 000 Mark an die Amerikaner abgetreten hat. Die Umgebung des berühmten Meeres, jene althistorische geheiligte Region, ist von der Natur mit einem außerordentlichen mineralischen Reichtum bedacht worden. Dort findet sich das feinste und reinste Erze, und in der Zeit von Byzanz war die Gegend durch ihre reichen Kupferbergwerke berühmt. Daneben befinden sich Marmor, Porphyr, und andere kostbaren Steine. Doch auch große Mengen von Bosphor, das für die Landwirtschaft von so großer Bedeutung ist, sind in jenen Gegenden gefunden worden, ohne daß je systematisch eine Hebung dieser Schätze betrieben worden wäre. Aber die Reichtümer des Toten Meeres sind damit noch nicht erschöpft; die Amerikaner, die die Gegend nun genauer untersucht und das Tote Meer in allen seinen Teilen befahren haben, haben an den Ufern gewaltige Salzanhäufungen gefunden, und auch Anzeichen entdeckt, die auf große Fundquellen für Petroleum und Kohlen hinweisen. Wie weit die Gewässer heilkräftig sind, wird eine wissenschaftliche Untersuchung erweisen; das Tote Meer zählt zu den salzreichsten Gemäthern der Erde; während das Raspische Meer in einer Tonne Wasser durchschnittlich elf Pfund Salz enthält, die Ostsee 10 Pfund, das Schwarze Meer 26, der Atlantische Ozean 31, der Kermelkanal 72, das Mittelmeer 85 und das Tote Meer 93 Pfund. zeigt das Tote Meer auf eine Tonne Wasser einen Salzgehalt von nicht weniger als 187 Pfund.

einigen Tochter — Marie — mit Herrn Leutnant — Reinsberg zu verkündigen.“

Reinsberg — ich weiß nicht, wie mir zu Sinn ist — für einen Augenblick schließe ich die Augen. Als ich sie wieder öffne, steht der Oberst, Trudes Vater, neben mir: „Sind Sie traut, lieber Walburg? Wollen wir ins Nebenzimmer treten?“ Verbindlichen Dank, Herr Oberst. Ja, wenn Sie gestatten. Ich hätte eine Bittensbitte an Sie.“

Eine halbe Stunde später klingen abermals die Gläser. Meine Verlobung mit der braunlodigen Trude wird bekanntgegeben.

Am Laufe des Abends bemerkt Marie beiläufig zu mir: „Daß Sie dachten, hat mir mein Bräutigam verraten. Er zeigte mir Verse, die Sie unter Pseudonym in der „Dichterwelt“ veröffentlicht haben. Wirklich, sie sind reizend.“

Also hat sie die bewußten Verse doch nicht erhalten? — Als man um die zwölfte Stunde anstößt, schreite ich selig in das neue Jahr hinein. — Aber die Verse!

„Also jetzt heraus mit der Sprache, oder du spazierst ohne Gnade in die Front zurück.“

Herr Leutnant — da waren doch keine Adressen auf den Schachteln — und den Herrn Leutnant noch einmal zu stören wagte ich nicht — und da guckte ich hinein in die Schachteln, ob da welche sind. Und da waren verschiedene Nummern — und ich dachte, die Blumenhändlerin hat sich getrennt — und da ging ich hin und fragte nach der anderen Leyra — sie hatte keine, hat aber schnell noch eine gemacht — und dann suchte ich die Adressen in den Briefen — und da war auch zweierlei — und ich wußte nicht, wer das lange Geschreibe haben sollte und wer das kurze — da habe ich in beide Blumenkartons einfach die Karten vom Herrn Leutnant gelegt.“

„Simmelfreudonnerwetter, und wo ist mein Gedicht, — das „lange Geschreibe“?“

„Hier, Herr Leutnant.“ Zerknirscht zieht der ganz erleichte Michel etwas Wertes aus der Brusttasche hervor. „Ich wußte nicht, wohin damit.“ Hammelt er dabei.

„Geschäftig, meine Verle! Wenn nur Marie, Reinsbergs Bräutigam, sie bekommen hätte? Diese Verleumdung ist jetzt nicht mehr angenehm.“

Das Vergite befürchtend steht Michel vor mir. Wüßte ich er etwas Partes in seiner Hand. So verblüfft habe ich noch nie gesehen.

Erträge
theinlich
tger in-
ndbitat-
fügt, hat
on weit-
unermög-
cht an der
Linienrecht
mentarier
wie das
verhält-
die Ameri-
ten Me-
der Na-
sthum be-
ste Erdb-
durch ihre
ben sich
och auch
wirtschaft
en gefun-
den vieler
mer des
e Ameri-
und das
n, haben
und auch
Petroleum
eifertig
en; das
er Erde:
er durch-
und, das
Vermel-
3 Pfund.
Salzge-

und jetzt sage ich da die Hans im Glücke! Mein
ich bin ihm noch über. Er vertaucht seine Hans gegen
einen nichtnutigen Schleifstein und bieten gegen Gorg-
tlosigkeit, ich aber meinen Bedarfzettel gegen das Leben
Diese Blätter, über die meine Gedichte läuft, liegen
auf einem zerlegten Damenkleiderbrette. Jetzt ist was?
Ja, ich sage im Leben, trotz des stinkenden Lorenzschloß,
aber den Grenzplatz inmitten der allerhöchsten Pflichten
der der Galerie dieses Schreibriches innehat und ihn

Denkspruch.

Was zählst du, Fritz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen fragen?

Uffland.

✱

Degetarier.

Summe von Paul & Lise.

(nachdem verlesen.)

Karl Große, der einzige Enkelkinder des verstorbenen
Stiefvaters, Friedrich Große, war verheiratet. Er hatte
einen Jugendfreund besucht, der in einem Dorfe von
Berlin wohnte, und dort hatte er ein Mädchen gesehen,
das all seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Seit acht Tagen
erhielt er Briefe von ihr, die so oft er sie las, ging er ihr nach, um
sie zu sehen. In irgendeiner Weise bemerkte er, daß
sie ihm in irgendeiner Weise bemerkte, daß sie ihm
bisher aber war es ihm noch nicht gelungen, denn seine
Angehörigen war sehr still und schenkte ihm keine
ausgesprochenen Worte. Endlich erregte er es nicht mehr länger,
er zog seinen Freund beiseite und sprach ihm alles
an. „Du, hör mal, lieber Junge“, sagte dieser lächelnd
und schüttelte den Kopf. „Das ist eine typische
Geschichte.“

„Wie? Was ist denn?“ fragte Karl aufgeregt.
„Deine Angehörigen sind die einzige Tochter des alten
Meinens Vaters, und wenn sie dich nicht gut bekommen
kann, ist sie nicht mehr deine Tochter.“

„Aber, ich habe doch die Tochter, und nicht den
Vater.“

„Ja, ja, mein Junge, aber der Vater stellt die
Bedingungen, und diese kannst du nicht ändern.“

„Gerade das? Ja, was verlangt er denn?“

„Der alte Herr ist ein absonderlich strenger Ange-
höriger, nicht wahr? Seine Tochter auch, und ebenso nicht-
stolz — das meinst du alle Herr — soll auch der
Ehepartner sein.“

Karl schaute und sah verlegen vor sich hin —
er hatte noch nie eine solche Forderung seines Vaters
gehört. „Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“ sprach der Herr weiter, „du
bist ein junger Mann, und du bist ein junger Mann.“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

gut, und wenn ich kann, will ich dir keinen Wunsch
erfüllen.“

„Esse aber nicht dabei, es sei nichts, er trete sich,
sie sei ganz ruhig, und er möge sich keine Sorgen machen
um sie machen.“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“

„Aber, ich bin doch ein junger Mann,“

„Du bist ein junger Mann,“